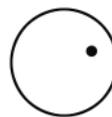
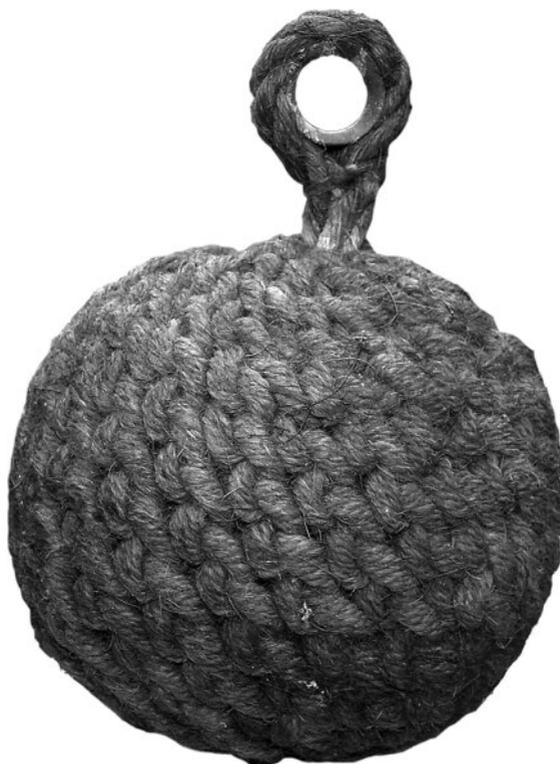


TOP 45

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



Berichte der Gesellschaft für Volkskunde
in Schleswig-Holstein

23. Jahrgang

Juni 2013

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



TOP 45



TOP 45

Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
www.volkskunde-sh.de

23. Jahrgang

Juni 2013

TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern. Alle mit Namen gezeichneten Beiträge und Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder. Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Manuskripte können in den Dateiformaten .doc oder .rtf eingereicht werden. Bilddateien bitte in den Formaten .jpg oder .tif senden. Die Auflösung von Fotografien und ähnlichen Abbildungen sollte mindestens 300 dpi betragen. Für Strichzeichnungen (z. B. Grundrisse) ist eine Auflösung von 600 dpi erforderlich. Bildvorlagen können aber auch bis zum Format DIN A 4 direkt an die Redaktion geschickt werden. Nach der Bearbeitung werden die Vorlagen zurückgesandt, wenn dies gewünscht wird.

Dateien, CD-ROMs und Bildvorlagen bitte an:

Dr. Nils Hansen, Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Olshausenstraße 40, 24098 Kiel, Tel. 04 31 / 8 80 31 79, Fax. 04 31 / 8 80 17 05, E-Mail hansen@volkskunde.uni-kiel.de

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **31. Oktober 2013**

| | |
|----------------------------|---|
| Titelbild | <i>Fender aus Kork. Familie Draasch (Bestand Fischereimuseum Möltenort, Foto: Stefanie Janssen), vgl. S. 44ff.</i> |
| TOP 45/2013 Herausgeberin: | Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. |
| Redaktion für dieses Heft: | Dr. Nils Hansen, Claudia Ohlsen M. A., Guntram Turkowski M. A. |
| Layout: | Renko Buß M. A. |
| Geschäftsstelle der GVSH: | Nina Jebesen M. A., Dorfplatz 6, 24960 Munkbrarup E-Mail: geschaeftsfuehrung@volkskunde-sh.de |
| Bankverbindung der GVSH: | Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg |
| Konto Nr.: | 13 796 (BLZ: 214 500 00) |

ISSN 1860-2282

© 2013 Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Siegfried Neumann

Ernst Moritz Arndts MÄHRCHEN UND JUGENDERINNERUNGEN
in volkskundlicher Sicht

4

Matthias Bunzel

Wiederentdeckt! Vergessene Orte in Schleswig-Holstein.
Das ehemalige Gasthaus „Deichschänke“ in Uetersen

17

Berichte und Mitteilungen

Matthias Bunzel und Dirk Meier

Die Elbe – alles im Fluss. Geschichte einer maritimen Landschaft.
Ausstellung im Museum Brunsbüttel

25

Uwe Claassen

Mit Leib und Seele Museumsmann.
Zur Verabschiedung von Torkild Hinrichsen

31

Norbert Fischer / Sabine Kienitz

Zur Topografie des Verborgenen:
Kriegslandschaften in Norddeutschland. Tagungsbericht

39

Stefanie Janssen

Von der Vision eines schleswig-holsteinischen Fischereimuseums
in Möltenort an der Kieler Förde

44

Karen Precht

Ein Museum wird aufgelöst.
Die Sammlung Clausen aus Dammholm

52

Melanie Zühlke

Ausstellung „Schöne Grüße aus Singapur –
Seefahrt und Familie“: Teilprojekt Filminterviews

62

Buchbesprechungen

71

Ernst Moritz Arndts MÄHRCHEN UND JUGENDERINNERUNGEN in volkskundlicher Sicht

Siegfried Neumann

Mit den Märchen *Von den Fischer und siine Fru*¹ und *Van den Machandel-Boom*² von Philipp Otto Runge (*1777, †1810)³, die den Brüdern Grimm als das beispielhafte Muster gut erzählter Volksmärchen galten, war Vorpommern seit der Erstauflage (1812) gewissermaßen repräsentativ in ihren KINDER- UND HAUSMÄRCHEN (im Folgenden KHM) vertreten (Nr. 19, 47) – woran auch die unglücklichen Bearbeitungen Daniel Runges nichts änderten, die die Grimms ab der 5. Auflage von 1843 statt der bisherigen Texte in ihre Sammlung aufnahmen. Da man die Märchen Runges, vor allem wegen ihres mundartlichen Gewandes, als Beispiele dafür ansah, wie sich das einfache Volk in Vorpommern Märchen erzähle, lag zudem der Eindruck nahe, dass sich in dieser Landschaft eine besonders reich ausgebildete Volkserzählkunst entwickelt und erhalten habe.

Die unter dem Einfluss der romantischen Bewegung, unter dem Eindruck der Grimmschen Sammlung und, was die Mundart anbetraf, nach dem Vorbild der Rungeschen Märchentexte entstandenen und 1818 erstmals publizierten MÄHRCHEN UND JUGENDERINNERUNGEN⁴ Ernst Moritz Arndts (*1769, †1860)⁵ bestätigten diesen Eindruck jedoch nur bedingt, auch als dem ersten Band ein zweiter mit vorwiegend plattdeutschen Texten folgte⁶. Dabei war ihr Autor offenbar schon früh mit einer lebendigen mündlichen Volkserzähltradition bekannt geworden. Der als Sohn eines ehemaligen

- 1 Vgl. Hünnerkopf: Fischer un syne Fru. In: Handwörterbuch des deutschen Märchens (im Folgenden HDM). Hg. von Lutz Mackensen u.a. Bd. 1-2, Berlin 1933/1940; hier Bd. 2, S. 129-131; Heinz Rölleke: Fischer und seine Frau (AaTh 555). In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung (im Folgenden EM). Bd. 1-4 hg. von Kurt Ranke u.a.; Bd. 5 ff. hg. von Rolf Wilhelm Brednich u.a. Berlin/New York 1977 ff.; hier Bd. 4 (1984), Sp. 1232-1240. AaTh = Antti Aarne/Stith Thompson: The Types of the Folktale. Helsinki 1961.
- 2 Vgl. Harlinda Lox: Totenvogel (AaTh 720). In: EM (wie Anm. 1), Bd. 13 (2010), Sp. 824-829.
- 3 Erstdruck bei Johann Gustav Büsching: Volkssagen, Märchen und Legenden. Leipzig 1812, Nr. 58, 57. Jüngerer buchstabengetreuer Nachdruck: Philipp Otto Runge: Von den Fischer un syne Frau, Von dem Mahandelbohm. Hg. von Siegfried Armin Neumann. Rostock 1984.
- 4 Ernst Moritz Arndt: Märchen und Jugenderinnerungen. [Bd. 1], Berlin 1818.
- 5 Vgl. Georg Lange: Der Dichter Arndt. Berlin 1910; Heinz Rölleke: Arndt, Ernst Moritz. In: EM (wie Anm. 1), Bd. 1 (1977), Sp. 810-815.
- 6 Ernst Moritz Arndt: Märchen und Jugenderinnerungen. Bd. 1, 2. Aufl. Berlin 1842; Bd. 2, Berlin 1843. Vgl. dazu Erich Gülzow: Arndts Märchen. In: HDM (wie Anm. 1), Bd. 1 (1933), S. 115-120; Hans Lucke: Der Einfluß der Brüder Grimm auf die Märchensammler des 19. Jahrhunderts. Diss. Greifswald 1933, S. 19-25; Karl Schulte-Kemminghausen: Ernst Moritz Arndt als Märchendichter. In: Bonner Geschichtsblätter, 14 (1960), S. 12-28.

Leibeigenen auf der Insel Rügen⁷ geborene Arndt wuchs dort unter Bauern, Tagelöhnern und Knechten sowie deren Kindern auf und hörte nicht nur manches von dem, was sie sich erzählten, mit an, sondern hatte, wie er mehrfach bekennt, auch eine besondere Freude an „Mährchen“, Sagen und Geschichten.⁸ Unter den Erzählern nennt er vor allem den etwa fünfzigjährigen Großknecht und Stathöller Hinrich Vierk aus Giesendorf bei Ramin⁹ und den Knecht Balzer Tiefs aus Preseke bei Gartz¹⁰, die beide auf dem Gut Grabitz arbeiteten. Als der Vater dann 1787 das Gut Löbnitz bei Barth pachtete, lernte Arndt in den Katenleuten Jochen Eigen und Johann Geese¹¹ vom Nebengut Kindshagen sowie in dem Gutsgärtner Christian Benzin¹² nach eigener Angabe weitere erzählfreudige Männer kennen, die ihn, wie es scheint, beeindruckten.

Auf dem flachen Lande wurde damals (nicht nur unter den „einfachen Leuten“) fast ausschließlich plattdeutsch gesprochen. So war auch Arndt das Rügensche Platt, seine eigentliche Muttersprache, in der er die Sagen, Märchen und Alltagsgeschichten der Gutsarbeiter zu hören bekam, lebenslang wohl ebenso geläufig wie die Hochsprache. Zudem lernte er aus diesen Erzählungen und aus eigener Anschauung die Lebensverhältnisse und die Erfahrungswelt der Landbevölkerung seiner engeren Heimat kennen.

Das veranlasste ihn nach dem Studium der Theologie und Geschichte in Greifswald und Jena, sich – ab 1800 als Privatdozent an der Universität Greifswald – intensiv mit den sozialen Zuständen in Vorpommern zu beschäftigen und 1803 ein Aufsehen erregendes Buch über die dortige Leibeigenschaft zu publizieren, in dem er deren Aufhebung forderte.¹³



Ernst Moritz Arndt

7 Die Insel gehörte, wie das gesamte nördliche Vorpommern, bis 1815 zu Schweden.

8 Arndt, Mährchen (wie Anm. 6), Bd. 1-2 (1842/43), passim.

9 Arndt, Mährchen, Bd. 1 (1842), Nr. 7, 16; Bd. 2 (1843), Nr. 23.

10 Arndt, Mährchen, Bd. 1, Nr. 10.

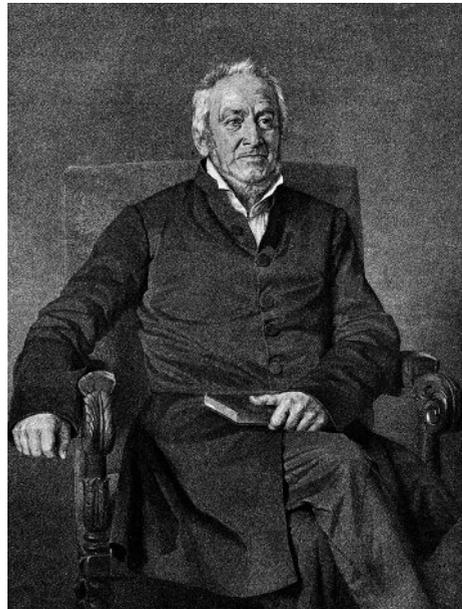
11 Arndt, Mährchen, Bd. 2, Nr. 1 f., 8-10.

12 Arndt, Mährchen, Bd. 2, Nr. 26.

13 Ernst Moritz Arndt: Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803.

1805 zum Professor berufen, floh Arndt ein Jahr später vor Napoleons Truppen nach Stockholm, kehrte jedoch 1809 für kurze Zeit auf den Lehrstuhl zurück, um dann als Privatsekretär des preußischen Reformers Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein (*1757, †1831) nach Sankt Petersburg zu gehen. Nach seinem engagierten Wirken für die Erhebung gegen die napoleonische Fremdherrschaft wurde Arndt 1818 Professor für Geschichte in Bonn, trat jedoch, vor allem nach seiner baldigen Amtsenthebung im Zuge der Demagogenverfolgungen, nicht nur mit fachhistorischen und politischen, sondern auch mit belletristischen Veröffentlichungen hervor.¹⁴ 1840, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., wurde er rehabilitiert und blieb bis zu seiner Emeritierung 1854 als Professor in Bonn tätig.

Im Jahre 1817 traf Arndt ein herber Verlust. Auf dem Transport von Stralsund nach Köln ging der größte Teil seiner wertvollen Bibliothek verloren, so dass er an der neu etablierten Universität in Bonn praktisch ohne die benötigte Fachliteratur dastand. In dieser Situation brachte er, bereits 48jährig, einen Teil der sagen- und märchenhaften Erzählungen, die er kannte, zu Papier, „um trübe Gedanken, welche mich oft recht schwarz umflatterten, zu verscheuchen“, wie er später rückblickend bemerkte.¹⁵ Sein Freund Andreas Reimer, der schon die Grimmschen Märchen verlegt hatte, gab die Aufzeichnungen Arndts rasch zum Druck, so dass sie 1818 unter dem Titel *MÄHRCHEN UND JUGENDERINNERUNGEN* als Buch erschienen.¹⁶ Zu dessen Inhalt heißt es in der Vorrede zur zweiten Auflage¹⁷:



*Ernst Moritz Arndt.
Lithographie von Carl Wildt nach einem Gemälde von Julius Roeting, 1859.*

¹⁴ Vgl. Ernst Moritz Arndt: *Ausgewählte Werke* in 16 Bänden. Hg. und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Leipzig 1908.

¹⁵ Arndt, *Mährchen*, Bd. 1 (1842), Vorrede S. V.

¹⁶ Wie Anm. 4.

¹⁷ Die erste Auflage lag mir leider nicht vor.

„Diese Märchen sind größtentheils in frühester Jugend aus dem lebendigen Munde älterer Menschen von mir gewonnen und erlebt, und dann durch ein gutes volles Menschenalter wieder weiter erzählt worden.¹⁸ Sie sind Märchen gewesen und Märchen geworden, manche wohl auf die Weise, wie man in gewöhnlicher Rede wohl zu sagen pflegt: ‚Er hat die Geschichte (und Lüge) so lange erzählt, daß er sie nun selbst glaubt.‘“¹⁹

Als das Buch vorlag, machte sich Arndt an eine Fortsetzung seiner „Märchen“niederschriften. „Ich habe“, schrieb er am 21.11.1820 an den Verleger, „nämlich dieser Tage angefangen, platteutsche und hochteutsche Märchen zu ordnen, die teils schon ausgearbeitet lagen, teils nur im Umriß hingeworfen waren, und nun könnte auf diese Weise gegen Weihnachten wirklich ein zweites Bändchen Märchen zum Drucke fertig sein.“²⁰ Der erste Band ließ sich jedoch so schlecht verkaufen, dass dieses neue Manuskript in der Schublade bleiben musste, bis sich der Sohn Reimers 1842 bereit fand, nicht nur den um einen plattdeutschen Text erweiterten ersten Band (mit nun 20 Texten) noch einmal herauszubringen, sondern auch einen zweiten Band (mit 22 plattdeutschen und acht hochdeutschen Texten) neu aufzulegen. Hier hatte sich Arndt offenbar bemüht, das Erzählte so weit wie möglich in der Sprache des damaligen mündlichen Erzählens wiederzugeben.²¹



*Ernst Moritz Arndt als Mitglied
der Frankfurter Nationalversammlung.*

Das gilt allerdings mit Einschränkungen. Soweit es sich bei den plattdeutschen Erzählungen Arndts wirklich um ursprünglich mündliches Erzählgut handelt, ist diese Herkunft zum Teil schwer nachzuvollziehen. Denn in den gedruckten Fassungen erscheint das gesprochene Wort in einem doch weithin am Hochdeutschen orientierten

¹⁸ Darauf bezieht sich der Begriff „Jugenderinnerungen“ im Titel des Werkes.

¹⁹ Arndt, Märchen, Bd. 1 (1842), S. V.

²⁰ Ernst Moritz Arndt: Ein Lebensbild in Briefen. Hg. von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin 1898. Zitiert nach Schulte-Kemminghausen 1960 (wie Anm. 6), S. 12.

²¹ Vgl. Anm. 6.

Schreibstil. So bemerkt der Autor denn auch über sich selbst: „Einigen [Erzählungen] hat das fortwandelnde Leben des Erzählers vielleicht nicht mehr das ächte Märchenkleid anziehen können.“²² Das Letztere wird allerdings auch bei den hochdeutsch wiedergegebenen Erzählungen deutlich, die überwiegend nicht nur vom Stil her kaum mehr an mündliches Erzählen erinnern, sondern – wie auch die Mundarttexte – ebenfalls nur zu einem geringen Teil wirklich Märchen sind.

Arndt begriff das „Märchen“ offenbar noch nicht als eine – zumindest zur Sage hin – klar abgrenzbare Gattung, sondern verstand darunter alles Erzählgut, in dem von Übernatürlichem und Wunderbarem die Rede war. Immerhin gebraucht er den Begriff *Märchen* geradezu synonym mit *Sage*, *Fabel*, *Geschichte*, *Leuschen* oder *Dönken*. So handelt es sich in beiden Bänden überwiegend um Sagentexte, aber auch um balladeske²³, legendenhafte²⁴ oder fabelartige²⁵ Erzählungen und zum Abschluss um ein gereimtes *Lügenlied*²⁶, die alle mehr oder minder frei wiedergegeben sind. Das gilt noch mehr für die Erzählungen, die dem Märchen zuzuordnen sind oder zumindest märchenhafte Züge aufweisen.

Gülzow hat in seinem Lexikon-Artikel versucht, aus den Texten Arndts die Märchen und märchenhaften Erzählungen herauszufiltern²⁷, und verweist dabei zum Teil auf Parallelen in der Grimmschen Sammlung²⁸. In der Regel handelt es sich jedoch entweder um märchenhafte Züge, die bei Arndt in einem anderen Kontext erscheinen²⁹, oder um Märchensujets, die so weit individuell umerzählt sind, dass der Inhalt der entsprechenden „Volksmärchen“ nur noch partiell das Handlungsgerüst bildet³⁰.

Obwohl Arndt sich wiederholt auf seine „Jugenderinnerungen“ beruft, erzählt er keineswegs nur mündlichen Quellen nach. So geht zum Beispiel der Text *Der Wolf und die Nachtigall* anscheinend auf ein schwedisches „Märchen“ zurück, das Arndt, wie der gleichzeitige Abdruck des zugrunde liegenden Balladentextes zeigt, offenbar in Schriftform zugegangen war³¹, was auch für andere Texte nach vermutlich nordi-

22 Arndt, Märchen, Bd. 1 (1842), S. VI.

23 Arndt, Märchen, Bd. 1, Nr. 3: Der Wolf und die Nachtigall, sehr frei einer unter Nr. 4 mit abgedruckten Ballade nacherzählt.

24 Arndt, Märchen, Bd. 2 (1843), Nr. 1: Van dem Ossen un Perd.

25 Arndt, Märchen, Bd. 2, Nr. 2: De Köninge van den Deerden; Bd. 2, Nr. 4: De Eek un de Grashalm.

26 Arndt, Märchen, Bd. 2, Nr. 30.

27 Siehe Gülzow 1933 (wie Anm. 6), S. 119.

28 So z. B. bei Arndt, Märchen, Bd. 1, Nr. 5 f.; Bd. 2, Nr. 21 f., 24 f.

29 Vgl. z.B. Arndt, Märchen, Bd. 1, Nr. 5: Klas Avenstaken; Bd. 2, Nr. 20: Witt Düweken; Bd. 2, Nr. 21: Dom, büst du då.

30 Vgl. z.B. Arndt, Märchen, Bd. 2, Nr. 22: Ick bün de Ridder Unvörzagt un sla der Säwen mit enem Slag; Bd. 2, Nr. 24: Der starke Hans; Bd. 2, Nr. 25: Aschenbrödel.

31 Vgl. Anm. 23.

schen oder schottischen Vorlagen wie *Der Schlangenkönig*³² oder *Der Baurendom*³³ gelten dürfte.³⁴ Die Geschichte von *Paiwai und Paiwuzzo*³⁵ weist sowohl von der Überschrift wie vom Inhalt her auf orientalischen Ursprung hin, und das heißt doch wohl auch: auf Lektüre des Autors. Als Quelle der Erzählung vom *Starken Hans*³⁶ ist ein 1804 erschienenenes pommersches Volksbuch³⁷ ausgemacht worden³⁸, usw.

Nun geht es in diesem Zusammenhang allerdings nicht primär um die Frage, inwieweit die „Mährchen“ Arndts auf mündliche oder literarische Quellen zurückgehen, sondern darum, welche seiner Märchentexte auf die von ihm so häufig angesprochene Volksüberlieferung in Vorpommern zurückgeführt werden können.

Da könnte die Nennung von Erzählern, auf die Arndt sich beruft, ein Indiz sein. Aber soweit er sie nennt, geht es meist um Erzähler von Sagen und um keine Erzähler von Märchen. Ein Großteil der Erzählungen Arndts ist zwar direkt im Text in Vorpommern angesiedelt, zum Teil auf Rügen³⁹, zum Teil in der Barther Gegend⁴⁰, aber auch in diesen Fällen handelt es sich nicht um Sujets, die dem Märchen zuzurechnen wären.

So bleibt als letztes Kriterium die Wiedergabe des Erzählten in der vorpommerschen Mundart, in der sich zwei interessante Erzählungen mit Märchenmotiven finden: *Witt Düweken*⁴¹, worin eine sehr verwandlungsfähige Hexe ein schönes Mädchen zwingen will, ihren hässlichen Sohn zu heiraten, und *Dom, büst du da*⁴², wo ebenfalls eine Hexe agiert, die durch ihre Zauberkünste einem Drachentöter seine Prinzessin vorzuhalten versucht. Als eigentliches Mundartmärchen aus der Region stellt sich jedoch im Grunde nur die Geschichte vom *Ridder Unvörzagt*⁴³ dar, eine Variante zum Schwankmärchen vom *Tapferen Schneiderlein*⁴⁴, die allerdings in weiten Partien individuell ausfabuliert ist.

32 Arndt, Mährchen, Bd. 1 (1842), Nr. 11.

33 Arndt, Mährchen, Bd. 1, Nr. 19.

34 Vgl. Lange 1910 (wie Anm. 5), S. 119.

35 Arndt, Mährchen, Bd. 1, Nr. 6.

36 Arndt, Mährchen, Bd. 2, Nr. 24.

37 Historie des pommerschen Fräuleins Kunigunde, welche nach vielen wunderlichen Begebenheiten eine Königin geworden. Elbing 1804.

38 Eine ausführliche Inhaltsangabe bei Johannes Bolte und Georg Polivka: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (im Folgenden BP). Bd. 1-5. Leipzig 1913-1932; hier Bd. 2 (1915), S. 85 f.

39 Arndt, Mährchen, Bd. 1 (1842), Nr. 1 f., 7, 10, 12, 14; Bd. 2 (1843), Nr. 9, 23, 28 f.

40 Arndt, Mährchen, Bd. 1, Nr. 20; Bd. 2, Nr. 5-8, 10-17, 26.

41 Arndt, Mährchen, Bd. 2, Nr. 20.

42 Arndt, Mährchen, Bd. 2, Nr. 21.

43 Arndt, Mährchen, Bd. 2, Nr. 22.

44 Vgl. Jurjen van der Kooi: Tapferes Schneiderlein (AaTh 1640). In: EM (wie Anm. 1), Bd. 13 (2010) Sp. 210-219.

Das Letztere gilt auch für den Märchentext *Der starke Hans*⁴⁵, ein Pendant zu dem Grimmschen Märchen *Die sechs Diener*⁴⁶, sowie für Arndts Wiedergabe von *Aschenbrödel*⁴⁷, die zumindest im zweiten Teil, nach einer langen Vorgeschichte, in etwa dem bekannten *Aschenputtel*-Märchen entspricht.⁴⁸ Die beiden mit zahlreichen inhaltlichen Exkursen aufgeschwellten Märchen sind zwar hochdeutsch erzählt, was beim *Starken Hans*, wenn er auf das genannte Volksbuch zurückgeht, nicht verwundert. Doch zum Teil vermerkt Arndt, dass er das hochdeutsch Nacherzählte plattdeutsch gehört habe, so dass das auch bei diesen Texten so gewesen sein könnte. In beiden Erzählungen finden sich zwar keine inhaltlichen Bezüge auf die Region, aber das ist auch in der plattdeutschen Geschichte vom *Ridder Unvörzagt* nicht der Fall, deren Geschehen in Salzwedel, Polen und Litauen spielt, wo der Held schließlich Herzog wird.

An diesem Märchen lassen sich aber wohl am deutlichsten die Eigenarten der Arndtschen Erzählweise ablesen: der sehr freie Umgang mit dem überlieferten Sujet, dessen Einbettung in einen größeren, mitunter den Schein von Wirklichkeit suggerierenden Begebnisrahmen, die bewusste Wahl des Plattdeutschen als Erzählsprache und die Fähigkeit zu meist recht anschaulicher, mitunter humorvoller Schilderung. Dazu bemerkt Lange, der ansonsten das dichterische Werk Arndts sehr kritisch sieht: „Am besten liest sich bei Arndt die Geschichte vom tapfern Schneiderlein. ‚Ick bün de Ridder Unvörzagt un sla der Säwen mit eenem Slag‘, diese Inschrift, die man in Niederdeutschland gern auf den Schild des Schneiders setzte, steht als Titel über seiner humorvollsten Dichtung. Köstlich ist der Anfang des Märchens: der alte Schneider hüpfte vor Freude über die bevorstehende Geburt des langerhofften ‚Scharpstekers‘ auf seinen zwei dünnen ‚Schniderstaketen‘ im Zimmer herum. Dann folgt die Geschichte des hübschen, windigen Stammhalters, der nach und nach in sein Glück hineinduselt und immer dadurch sein Ziel erreicht, daß er im rechten Augenblicke ausreißt. Die Handlung ist hier den meisten Fassungen des Märchens gegenüber vereinfacht: der Schneider braucht nur einen Eber zu besiegen. Aber in behaglicher niederdeutscher Sprache wird die komische Situation ausgebreitet. Der Schluß fällt mit seiner Tendenz, das Schneiderlein zu einem würdigen und verständigen Monarchen zu stempeln, gegen das Ganze ab.“⁴⁹

45 Arndt, Märchen, Bd. 2, Nr. 24.

46 Grimm, KHM, Nr. 134. Vgl. Harlinda Lox: Sechse kommen durch die Welt (AaTh 513 A). In: EM (wie Anm. 1), Bd. 12 (2007), Sp. 470-476; Ines Köhler-Zülch: König Drosselbart (AaTh 900). In: EM, Bd. 8 (1996), Sp. 148-156.

47 Arndt, Märchen, Bd. 2, Nr. 25.

48 Vgl. Rainer Wehse: Cinderella (AaTh 510 A). In: EM, Bd. 3 (1981), Sp. 39-57.

49 Lange 1910 (wie Anm. 5), S. 120.

Hier ist nicht umsonst von „Dichtung“ die Rede, die das vergleichsweise schlichtere „Volksmärchen“ inhaltlich und sprachlich auf eine literarische Höhe zu heben bemüht ist. Arndt war in dieser Beziehung durchaus noch ein Erbe der Romantik, die auch ihn zu „Volkslied“, „Volks Sage“ und „Volksmärchen“ führte. So sammelte er ebenfalls Lieder als Beiträge zum WUNDERHORN⁵⁰ und veröffentlichte 1818 drei von ihnen als VOLKSLIEDER VON DER INSEL RÜGEN in der renommierten Zeitschrift WÜNSCHELRUTHE.⁵¹ Aber während die Romantiker in der Regel erst durch die Lektüre französischer oder italienischer Märchenbearbeitungen zur „Volksdichtung“ fanden, lernte Arndt die mündliche Lied- und Erzählüberlieferung seiner Heimat offenbar schon früh als unmittelbar beteiligter Zuhörer selbst kennen, so dass er später, als ihm deren poetischer Gehalt bewusst wurde, auf das einst Gehörte zurückgreifen konnte, soweit er es als „Jugenderinnerung“ bewahrt hatte.

Dabei unterschied er sich in der Absicht, die er mit dessen Publikation verband, von den Grimms, deren KINDER- UND HAUSMÄRCHEN von Auflage zu Auflage mehr auf die ins Auge gefasste Leserschaft, vor allem Kinder, zugeschnitten waren, wie die zunehmende Bearbeitung der Texte zeigt. Arndt hingegen legte das Gewicht anscheinend vor allem darauf, das aus der Jugend Erinnernte, mehr oder minder ausgeschmückt, zu präsentieren, wobei er sich – im Unterschied zu den Grimms – stärker vom „Volks-ton“ entfernte. Das wird speziell bei einem Vergleich der Grimmschen und der Arndtschen Fassung des *Tapferen Schneiderleins* deutlich.⁵² Die Grimms versuchten durch die Kontamination von drei mehr oder minder einfach erzählten Varianten des Märchens und deren Überarbeitung zu einer in sich geschlossenen kindertümlichen Fassung sowie durch die Einfügung zahlreicher bekannter Redensarten so etwas wie ein eingängig erzähltes „Volksmärchen“ zu schaffen. Arndt dagegen gibt eine mit der Geburt des Helden beginnende, novellistisch ausgestaltete Märchenbiographie, die mit ihren Ortsbezügen und zeitbezogenen Kommentaren im Grunde den gebildeten Erwachsenen als Leser verlangt. Gemessen daran, wie Brentano in seinem *Märchen vom Schneider Siebentodt auf einen Schlag* mit dem Stoff des „Volksmärchens“ umgeht, das heißt: ein ins Phantastische auswucherndes Kunstmärchen daraus formt⁵³, bleibt Arndt jedoch zumindest in der Nähe der volkstümlichen Überlieferung.

Gewiss, die meisten der von Gülzow dem Märchen zugeordneten Texte Arndts sind keine Märchen im heutigen Sinne, und nur wenige von ihnen, wie *Ridder Unvörzagt*,

50 Vgl. Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Gesammelt von L[udwig] Achim v[on] Arnim und Clemens Brentano. Bd. 1-3. Heidelberg 1806-1808.

51 Siehe Gülzow 1933 (wie Anm. 6), S. 116.

52 Grimm, KHM, Nr. 20; Arndt, Märchen, Bd. 2 (1843), Nr. 24.

53 Siehe Schulte-Kemminghausen 1960 (wie Anm. 6), S. 23 f.

Starker Hans oder *Aschenbrödel* können anscheinend, wiewohl auch das nur bedingt, als Überlieferung aus Vorpommern gewertet werden. Aber Arndt ist hier bei aller Individualität doch wohl mehr Nacherzähler als Dichter, obwohl manche seiner hochwie plattdeutschen Texte⁵⁴ möglicherweise auch völlig auf eigener Erfindung beruhen. Und was man ihm gemeinhin vorwirft: die Unkindlichkeit seiner Märchen, ihren mitunter sozialkritischen Tenor oder die gelegentlich enthaltenen sexuellen Anspielungen – all das weist im Grunde auf die wahrscheinliche Trägerschicht der Volksmärchen in Vorpommern, auf die Landarbeiter der großen Landgüter, und auf die Märchen als Erzählstoff unter Erwachsenen, die verständlicherweise auch die Geschlechterbeziehungen thematisierten und nicht immer gut auf ihre Herren zu sprechen waren. So lässt Arndt denn auch einen der Erzähler klagen: „De Herr weet woll, wat hier im Lande för een dull Wesen is mit den armen Lüden un wo hart un unchristlich de Eddellüde de Buren afdriwen un sleifen un ut ehren Dörpern grote prächtige Häw maken; so dat nüms toletzt weet, wo he bliwen schall.“⁵⁵

Kein Wunder, wenn man sich da in manchen Erzählungen Luft machte, wie es Arndt ebenfalls bezeugt: „Bei diesen Geschichten drängt sich übrigens wieder die bekannte Erfahrung auf, daß Bauren und Dienstleute in Erinnerung mancher Unbille und Ungerechtigkeiten, die ihnen von schlimmen Edelleuten widerfahren sind, indem sie der freundlichen Herren darüber vergessen, eine Freude und Ergötzung erleben, wenn sie sich mährchenhaft erzählen, wie das Unglück oder gar der Gottseybeiuns irgend einem bösen verruchten Geschlechte das Garaus gemacht habe.“⁵⁶

Wenn also auch sozialkritische Töne in den Erzählungen Arndts aufscheinen, sind das in der Regel wohl keine „Fremdkörper“, sondern angesichts der sozialen Lage der Landbevölkerung in Vorpommern gelegentlicher Tenor ihres Erzählens, den uns der Autor in seinen so oder ähnlich gehörten „Mährchen“ ebenfalls überliefert.

Volkskundlich aufschlussreich ist auch, dass Arndt einige Erzähler, an die er sich erinnert, nicht nur nennt, sondern auch näher vorstellt. So bemerkt er etwa über den alten Stathöller in Grabitz, der „mir in meinen Knabenjahren oft erzählt hat“: „Hinrich Vierk war eines Bauers Sohn aus Giesendorf und wußte sehr viele Mährchen und Gespenstergeschichten von den Unterirdischen und von goldenen Bechern und silbernen Schalen und gläsernen Schuhen, die durch sie auf die Welt gekommen seyen, und von schwarzen und braunen Mützen, die sie verloren hätten und womit die Menschen das

54 Nach Lange 1910 (wie Anm. 5), S. 117-121 etwa die Arndtschen Texte Bd. 1 (1842), Nr. 8 f. und Bd. 2 (1843), Nr. 20 f.

55 Arndt, Mährchen, Bd. 2, S. 69.

56 Arndt, Mährchen, Bd. 2, S. 325 Anm.

Glück herbeizaubern könnten.“⁵⁷

Und vom zweiten Erzähler in Grabitz, Balzer Tievs, heißt es: „Balzer war ein Knecht, der auf meines Vaters Hofe diente, als ich acht, neun Jahre alt war, ein Mensch von schalkischen Einfällen, der viele Geschichten und Märchen wußte.“⁵⁸

Besonders eingängig ist die Schilderung der beiden anscheinend kenntnisreichsten Erzähler in Kindshagen, die Arndt miteinander vergleicht: „Johann Geese, dat was een ganz anner Minsch as Jochen Eigen, de woll god vörtellen kunn as een plappernder Papagai, äwerst ut egnen Gedanken begrep he wenig edder nicks un was een dämelliger Düsing. Johann Geese was man een schlichter Kathenmann edder Inligger, de van sinem Spaden un Döschflegel lewte, äwerst an Verstand un Sinn was he een egen Minsch un van der Art, de man nich alle Dag up der Strat findt. He was een langer starker Kerl mit eenem groten bredden Gesicht un groten himmelblagen Oogen, worut he sehr fründlich äwerst ook sehr deepsinnig un nahdenklich lachen un kieken kunn. Wat he wußt, dat kunn he licht un klar vörtellen, as wer't eene Fabel west, sin Kopp was klüftig un anslägsch, un wat sine Oogen segen, kunnen sine Händ maken. Un vörtellen kunn Johann Geese – mennig Mann hett sinen Vader veel Geld kost't un fief edder tein Jähr up Scholen un Ulenversteten legen un't doch darin so wiet nich bröcht as disse Kathenmann. Johann un ick weren gode Fründe, un he hett mi mennig lustig Dönken un Leuschen vörtellt un van geistlichen Dingen noch mehr mit mi spraken. He was van Natur een sanftmödig schicklich un fin Minsch, de sick mit allen Dingen un mit allen Minschen to behelpen wußt, dabi een rechtschaffen Christ un still un andachtig. ... Bi sinen Geschichten äwerst sach he dahen, datt he in allem, wat geschach, Gott un Gottes lisen un vörborgenen Finger upspörde un wo de Herr nu mit dem lisen Finger, nu mit der mächtigen Dumenfust drinn tastede. Dårüm vörtellde he am leewsten sonne Geschichten, worin de Lüde sick spiegeln un worut se leeren kunnen, datt baben uns eener leewt, de't Roder hölt un stürt.“⁵⁹

Das sind einige der ersten Erzählerporträts, die wir aus Vorpommern haben, und sie sind hier deshalb im Wortlaut angeführt, weil sie vermutlich wirklich der Erinnerung Arndts entsprechen. Dazu nennt er die Mutter als gute Erzählerin, und auch ein Onkel scheint ein ausgesprochenes Erzähltalent gewesen zu sein.⁶⁰

Verschiedentlich werden jedoch auch Gestalten in den Erzählungen als Erzähler genannt und vorgeführt, d. h., es wird eine Erzählsituation innerhalb des Handlungs-

57 Arndt, Märchen, Bd. 1, S. 135.

58 Arndt, Märchen, Bd. 1, S. 299.

59 Arndt, Märchen, Bd. 2, S. 66-68.

60 Vgl. Schulte-Kemminghausen 1960 (wie Anm. 6), S. 15, 19.

verlaufs geschildert. So wird zum Beispiel in dem Text *Klas Avenstaken*⁶¹ ein neuer Knecht namens Hans Valentin angemietet, der mit Klas, dem noch jugendlichen Helden der Geschichte, *eine sonderliche Freundschaft* schloss: *Valentin wußte nehmlich viele Fabeln, Geschichten und Märchen und allerlei alte längst verschollene Leuschen, und erzählte sie abendlich nach der Arbeit den Kindern; und er ward durch seine schönen Geschichten bald so berühmt, daß auch die Kinder der Nachbarschaft häufig in Peters*⁶² *Haus kamen, damit sie ihn hörten. Dies geschah meistens des Samstags und Sonntags Abends, wo Valentin Zeit hatte zum Erzählen ...*⁶³ – Ein zweites Beispiel findet sich in der Sagenfolge *Die neun Berge bei Rambin*.⁶⁴ Hier steht der Junge Johann Dietrich im Mittelpunkt der Handlung, der Sohn eines kinderreichen „Arbeitsmannes“, der bei seinem Onkel die Kühe hütet: *Da war ein alter Kuhhirt aus Rodenkirchen, Klas Starkwolt genannt, der gesellte sich oft zu den Knaben, und sie trieben die Heerden zusammen und setzten sich hin und erzählten Geschichten. Der alte Klas wußte viele und erzählte sie sehr lebendig; er war bald Johann Dietrichs liebster Freund. Besonders aber wußte er viele Märchen von den Neun Bergen und von den Unterirdischen aus der allerfrühesten Zeit, als die Riesen im Lande untergegangen und die Kleinen in die Berge gekommen waren ...*⁶⁵

Im ersten Fall wird der Knecht innerhalb der märchenhaften Handlung gewissermaßen zum Erzähler in einer Art „Kinderstube“, im zweiten ergibt sich das Erzählen im Verlauf der Geschichte praktisch aus der Muße beim Hüten der Kühe, die ein guter Erzähler im Kreis der hütenden Knaben auszufüllen vermag. Interessant dabei ist, dass dem Kuhhirten, der in der Erzählung als handelnde Person auftritt, genau das als Erzählstoff in den Mund gelegt wird, was Hinrich Vierk, der benannte Gewährsmann Arndts, dann Sage für Sage über viele Seiten ausführlich zum Besten gibt. Die hier im Handlungsverlauf als Erzähler vorgeführten Gestalten sind vermutlich das Produkt dichterischer Phantasie, das heißt: rein literarische Figuren. Aber die Erzählsituationen an sich sind realitätsnah beschrieben, so dass hier wahrscheinlich die Erinnerung an eigene Erzählerlebnisse Arndts Pate gestanden hat.

Besonders lebensnah wirkt die folgende Schilderung der Erzählsituation in einer Pause während der Getreidemahd, nicht zuletzt deshalb, weil es hier um die Erzähler geht, auf die sich Arndt als seine Quellen beruft: „Jochen Eigen un Johann Geese satten eenes Dags mit annern Meihers achter eener Weitenhock un höllen ehre Ihrmdagstid

61 Arndt, Märchen, Bd. 1, Nr. 5.

62 Der Besitzer des Hauses, der den Knecht gemietet hatte.

63 Arndt, Märchen, Bd. 1, S. 63 f.

64 Arndt, Märchen, Bd. 1, Nr. 7.

65 Arndt, Märchen, Bd. 1, S. 136 f.

un vörtellden sich Geschichten. Un Johann Geese, de een fram Minsch un in der Heiligen Schrift un in dem Gesangbook so to Hus was, datt he flinker as de Scholmeister un Köster upslan un finnen kunn, hedde de Geschicht vörtelld, de man in dem negenden Kapittel des Books der Richter lest, wo Jotham den Lüden van Sichem eene Fabel vörtelld van den Bömen, de hengingen un sich eenen Köning wählen wullen, un wo de Ölboom un Figenboom un Winstock nicht Köning warden wullen un wo to goder Letzt de Durnbusch Köning wurd, een ruger un harder Gesell, de de annern Böme terruppen un terzusen schull. – Da fung nu Jochen Eigen an un sprack: ‚Broder Johann, hupen heel! Datt is eene hübsche un nüdliche Geschicht van dem Abimelech un dem Durnbusch, un nu will ick ook eene Geschichte vörtellen, un ji schällt sehn, datt et nich licht is, een Köning to sin un et allen Minschen recht to dhon: denn to schellen un to brümmeln giwt et jümmer watt, solang de Welt steit. Un nu spitzde de Uhren un markt up, Jungs!‘⁶⁶

Es folgt nun die angekündigte Geschichte von der Wahl eines Königs der Tiere, die in dieser Form sonst nicht begegnet, und als sie zu Ende ist, heißt es weiter: ‚So vörtelld de redselige Jochen Eigen un se horkten all to, bet de Vörmeiher sine Saibe nam un wedder in den Weiten haude. Da dheden se, wat se müßten, un Löwen, Pudel, Bücke, Apen und Esel un alle hoge un königliche Gedanken un Geschichten flögen weg.‘⁶⁷

Zum Erzählen unter den Landarbeitern, zumindest während des Arbeitstages, blieben tatsächlich nur die Essenspausen. Aber hier tauschte man sich gern über alles Mögliche aus, und hier unterhalten auch die kenntnisreichsten Erzähler in dieser Gruppe, Jochen Eigen und Johann Geese, die anderen Mäher mit ihren Geschichten, bis die Arbeit wieder ruft. Dabei werden die beiden Erzählerpersönlichkeiten gleich noch einmal näher charakterisiert. Möglich, dass auch diese Erzählsituation von Arndt nicht genau so miterlebt wurde, aber sie ist so genau erfasst, dass sie zweifellos einmal in dieser oder ähnlicher Form beobachtet worden sein dürfte, ihre Schilderung also auf eigenem Augenschein beruht.

Mag der zum Autobiographischen neigende Autor sich auch hier einfach seinen ‚Jugenderinnerungen‘ hingegeben haben, so ist ihm doch zugleich ein volkskundliches Gespür nicht abzusprechen. Soweit er sich als Märchenautor versuchte, nutzte er inhaltliche Züge des ‚Volksmärchens‘ als Bausteine. Wenn er Sagen- oder Märchensujets der mündlichen Überlieferung aufgriff, bearbeitete er sie inhaltlich und stilistisch, wie es zu dieser Zeit durchaus üblich war, wiewohl er seiner eigenen Phantasie dabei reich-

66 Arndt, Märchen, Bd. 2, S. 5.

67 Arndt, Märchen, Bd. 2, S. 19.

lich Spielraum gab. So stellen seine Erzähltexte überwiegend keine künstlerisch aufpolierte „Volksprosa“ mehr dar, sondern bilden eine Mischform zwischen Volks- und Kunsterzählung, die zwar auf die mündlichen Quellen zurückverweist, aber als individuelle Dichtung erscheint. Das mindert ihren Aussagewert als volkskundliche Quelle zum Teil erheblich, aber es hebt ihn nicht auf. Und mit der Vorstellung der von ihm angegebenen Gewährsleute sowie mit der im Prinzip realistischen Darstellung von Erzählsituationen vermittelt Arndt Informationen, wie sie sich auch bei engagierten Erzählforschern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur sehr vereinzelt finden. So schwer es fällt, unter den Erzähltexten der MÄHRCHEN UND JUGENDERINNERUNGEN jene herauszufiltern, die auf die mündliche Märchenüberlieferung in Vorpommern zurückgehen und über sie Auskunft geben könnten, so instruktiv sind die Angaben Arndts über Erzähler und Erzählgelegenheiten in der Region, selbst wenn sie nicht nur auf erinnernten Fakten beruhen, sondern zum Teil literarische Fiktion sein sollten.

Die Urteile von Seiten der Literaturgeschichte wie der Volkskunde über Arndts MÄHRCHEN UND JUGENDERINNERUNGEN gehen weit auseinander.⁶⁸ Dem kann hier nicht nachgegangen werden. Festzuhalten ist jedoch, dass seine „Märchen“ sich in Inhalt und Form zu stark von dem als gültig empfundenen Bild der Volkserzählung abhoben, das die Grimmschen Sammlungen vermittelten, um von Zeitgenossen wie späteren Lesern als „Volksmärchen“ hingenommen zu werden. Das gilt auch speziell für den Anteil, den die schwer bestimmbaren Märchen aus Vorpommern in den beiden Bänden einnehmen. Dennoch stellen sie ein wichtiges Bindeglied zwischen den Märchenaufzeichnungen Runges und den pommerschen Märchensammlungen des späten 19. Jahrhunderts dar.

68 Vgl. Schulte-Kemminghausen, Arndt 1960 (wie Anm. 6), S. 13 f.

Wiederentdeckt! Vergessene Orte in Schleswig-Holstein.

Das ehemalige Gasthaus „Deichschänke“ in Uetersen

Matthias Bunzel

Das ehemalige Gasthaus „Deichschänke“ liegt unmittelbar an der Deichschart, die die landseitige Zufahrt zum Uetersener Klosterdeich-Hafen an der Pinnau bildet. Auch wenn die ursprüngliche Funktion des Hauses heute auf den ersten Blick nicht mehr erkennbar ist, so haben doch viele Einwohner aus dem Einzugsbereich der Stadt Uetersen sowie aktive und ehemalige Wassersportler der Region, die in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts geboren sind, zum Teil noch sehr lebhaft Erinnerungen an diese Schankwirtschaft. Dass dieser Ort im Bewusstsein der älteren Zeitzeugen einen nach wie vor hohen Stellenwert einnimmt, ist insbesondere auf das Wirken und die Persönlichkeit der letzten Wirtin, von der die Gaststätte betrieben wurde, zurückzuführen. Nach Margarete Kurth wird der Betrieb üblicherweise auch nicht mit seinem offiziellen Namen als „Deichschänke“, sondern als „Tante Grete“ bezeichnet: Der Name der Wirtin ging im Laufe der Zeit quasi auf ihren gesamten Betrieb über.

Die Geschichte des Gasthauses „Deichschänke“ beginnt in der Zeit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Als damals der Schiffsverkehr auf der Pinnau insgesamt stärker wurde und damit auch der Betrieb an den Anlegestellen des Klosterdeiches zunahm, entstand hier der Bedarf für eine neue Restauration, die vom Wasser aus leicht zu erreichen war.¹

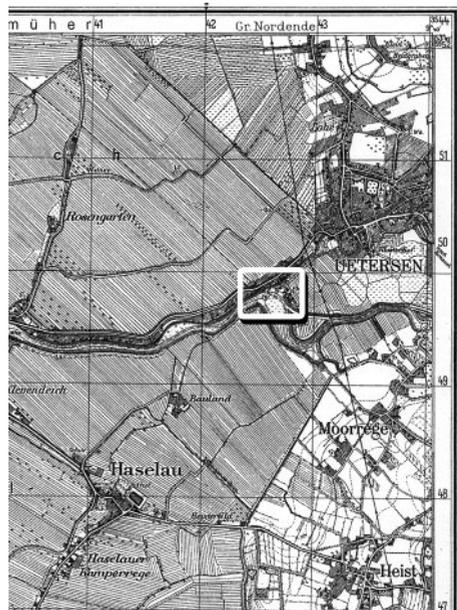


Abb. 1: Auszug aus der topographischen Karte Nr. 2323 (Uetersen), Maßstab 1:25000. Der Standort des damaligen Gasthauses Deichschänke ist umrahmt. Die Karte zeigt die Situation vor der Pinnaubegradigung und der Schaffung des Klosterdeich-Hafens. (Landesvermessungsamt Schleswig-Holstein 1955).

¹ Vgl. Wolff 2011.

Im Jahr 1801 wurde am Knie des nahezu rechtwinkligen Flusslaufes der damals noch unbegradigten Pinnau eine neue Schänke errichtet, die zunächst den Namen „Zum grauen Giebel“ trug.²

Über die Betreiber der Wirtschaft liegen für die Zeit zwischen der Errichtung und dem Jahr 1893 keine gesicherten Informationen vor. Für die Zeit ab 1893 lässt sich aber sagen, dass der Betrieb der Gaststätte bis zur Schließung des Lokals in den Händen einer Familie blieb, nämlich der Familie Plump/Kurth. Peter Plump war zur Zeit der Übernahme des Gaststättenbetriebes im Jahr 1893 bereits Hafenmeister des Klosterdeichhafens. Er hatte somit in der Folgezeit zwei für den Betrieb des Hafens wesentliche Aufgaben inne.³ Im „Adreßbuch – für die Elbegend. Mit Geschäfts-Anzeiger und Uebersichts-Plan von Blankenese“ aus dem Jahr 1893 wird Peter Plump dementsprechend auch unter der Adresse Deichstraße 33 als „Schankwirt und Hafenmeister“⁴ aufgeführt. Um diese Zeit wurde der Lauf der Pinnau auf Höhe der Gaststätte erstmals reguliert, sodass auch größere Frachtschiffe an den Klosterdeich-Anlegern vor Anker gehen und die benachbarten Industriebetriebe beliefern konnten.⁵

Für die Jahre 1904, 1914 und 1927 liegen vergleichbare Adressbücher vor, die allesamt den Betrieb der Gaststätte durch Peter Plump belegen. Allerdings variieren die Angaben zur Berufsbezeichnung. So wird Herr Plump für das Jahr 1904 lediglich als Gastwirt, für 1914 erneut als Gastwirt und Hafenmeister und für 1927 wiederum bloß als Gastwirt aufgeführt.⁶

Mag es hinsichtlich seiner Tätigkeit als Hafenmeister des Uetersener Klosterdeichhafens von Zeit zu Zeit Unterbrechungen gegeben haben, so hatte er doch die Tätigkeit als Gastwirt von 1893 an kontinuierlich inne, bis er die Wirtschaft an seine Tochter Margarete Kurth, geb. Plump (1899-1989)⁷ abgab. Über den Zeitpunkt des Generationenwechsels gibt es unterschiedliche Angaben; sowohl das Jahr 1922⁸ als auch das Jahr 1943⁹ werden hierfür genannt.

2 Vgl. Wolff 2011.

3 Vgl. Wolff 2011. Ob der Hafenmeister bereits vorher in Personalunion auch Gastwirt war, ist nicht bekannt.

4 Vgl. Brütt/Scharfenstein 1995, S. 32. Das genannte Adressbuch stellt die älteste derzeit bekannte Quelle dar, mit deren Hilfe die Abfolge der Betreiber dieser Gaststätte rekonstruiert werden kann.

5 Vgl. Sönnichsen 2003/2004.

6 Vgl. Sönnichsen 2003/04, S. 42, 61 und 71. Dies lässt zwei unterschiedliche Erklärungsansätze zu. Entweder kam es bei den Berufsangaben in den vorliegenden Adressbüchern zu gewissen Ungenauigkeiten, oder Herr Plump gab die Tätigkeit als Hafenmeister im Laufe seines Berufslebens zwischenzeitlich mehrmals ab, um sich auf den Betrieb der Gaststätte konzentrieren zu können.

7 Vgl. Geschichtswerkstatt Uetersen 2009, S. 20.

8 Vgl. Geschichtswerkstatt Uetersen 2009, S. 20.

9 Vgl. Wolff 2011.

In jedem Fall erlangte die Gaststätte, die inzwischen offiziell den Namen „Deichschänke“ erhalten hatte, unter der Ägide von Margarete Kurth, gemeinhin Tante Grete genannt, als Ausflugslokal besondere Berühmtheit: „Es gab damals wohl kaum einen Uetersener, der nicht einmal in den urgemütlichen, mit alten Delfter Fliesen ausgestatteten Gastraum hineingeschaut hat.“¹⁰ Nicht nur die Atmosphäre des Gastraumes, sondern auch das besondere Wesen der Wirtin trug dazu bei, dass der Begriff „Tante Grete“ in Uetersen und Umgebung zu einem Synonym für gelebte Gastlichkeit wurde: „Die sehr herzliche und resolute Wirtin ließ [...] junge Leute, die nicht viel Geld hatten, bei ihr in der Küche für ihre Feiern kochen. Nur die Getränke wurden dann bezahlt.“¹¹ Die Lage in unmittelbarer Nähe der Pinnau, die ursprünglich eher funktionale Gründe gehabt hatte, trug nun ein Übriges dazu bei, dass neben den Flussschiffern auch die erholungssuchenden Einheimischen diesen Ort mehr und mehr für sich entdeckten: „Bei schönem Wetter konnte man auf dem Deich sitzend den regen Schiffsverkehr auf der Pinnau beobachten.“¹² Dies

galt natürlich umso mehr auch für Wassersportler. Besonders bei Mitgliedern des Wassersportvereins Uetersen, deren Boote im etwa drei Kilometer entfernten Stichhafen im Ortskern von Uetersen lagen, war „Tante Grete“ ein beliebtes Ziel für kurze Ausflugsfahrten nach Feierabend oder am Wochenende.¹³

Das Verhältnis zwischen Frau Kurth und ihren Gästen ging offenbar über das rein Geschäftliche weit hinaus, so dass die Grenzen



Abb. 2: Das Gasthaus „Deichschänke“ um 1959. Das Foto zeigt die Gaststätte aus der Perspektive des Pinnaudeiches. Im Vordergrund Mitglieder des Uetersener Wassersportvereins und weitere Gäste von „Tante Grete“. Anhand dieses Fotos entstand die Idee für den vorliegenden Text (Archiv Siegfried Bunzel).

10 Geschichtswerkstatt Uetersen 2009, S. 20.

11 Geschichtswerkstatt Uetersen 2009, S. 20.

12 Geschichtswerkstatt Uetersen 2009, S. 20.

13 Auskunft von Siegfried Bunzel, der Ende der 1950er Jahre selbst Mitglied im Uetersener Wassersportverein und Gast bei Tante Grete war.

zwischen verwandtschaftlichen, freundschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen verschwammen: „Tante Gretes Geburtstag war jedes Jahr ein großes Familientreffen. Obwohl sie keine eigenen Kinder hatte, traf sich bei ihr die gesamte Großfamilie, als deren Mittelpunkt sie galt. Für jeden hatte sie ein offenes Ohr. Dafür war sie in der Familie und bei ihren Gästen so sehr beliebt“.¹⁴

Margarete Kurth schaffte es, die Einheimischen für ihr Lokal zu begeistern – ihrer Beliebtheit bei der Berufsschiffahrt tat dies jedoch keinen Abbruch. Bei ihr wurden die Besatzungen von Baggerschuten gepflegt, die auf der Pinnau ihren Dienst versahen. Als in den 1950er Jahren der Uetersener Stichhafen ausgebaut wurde, um zusätzliche Kapazitäten für die Industriebetriebe im Ortskern zu schaffen, kämpften die Schiffer dafür, dass die Anlegestelle am alten Löschplatz des Klosterdeiches erhalten blieb. Hauptgrund hierfür war nicht etwa die günstige Lage des Anlegers – sondern die Beliebtheit von Tante Gretes Kneipe. Diese wäre vom Stichhafen aus weit ungünstiger zu erreichen gewesen.¹⁵ Es soll sogar vorgekommen sein, dass Kapitäne mit Kurs auf Uetersen ihre Fahrt so auf die Tide abstimmten, dass sie sich bei Niedrigwasser noch nicht im Ortskern, sondern erst auf Höhe des Klosterdeiches befanden. Dies gab ihnen die willkommene Möglichkeit, bei Tante Grete eine „Zwangspause“ einzulegen.

Zudem fanden die Zollkontrollen für eingeführte Waren im Stichhafen statt, und so bot die Einkehr bei Tante Grete zudem, falls notwendig, auch die Möglichkeit, „die eine oder andere geschmuggelte Ware [von Bord zu schaffen], bevor der Zoll kontrollierte.“¹⁶

Auch wenn es über mündliche Aussagen hinaus naturgemäß schwer ist, hierfür Belege zu finden: Die Existenz des Gasthauses „Deichschänke“ und seine Attraktivität für die Berufsschiffahrt könnten somit maßgeblich dazu beigetragen haben, dass der Klosterdeich neben dem Stichhafen als zweite Anlegestelle auf Uetersener Gebiet erhalten blieb und im Zuge der Pinnaubegradigung in den 1960er Jahren sogar zu einem vollwertigen Sportboothafen ausgebaut wurde.

Dass „Tante Grete“ sich zu einem beliebten Ausflugsziel entwickelt hatte, lässt sich auch daran festmachen, dass Frau Kurth ihren Gästen Postkarten mit Motiven des Hauses anbot. Für ein rein auf der Berufsschiffahrt basierendes Publikum wäre dies vermutlich nicht notwendig gewesen. Zudem dürften die Haus-Postkarten einen gewissen zusätzlichen Werbeeffect gehabt und die Gaststätte noch fester im allgemeinen Bewusstsein verankert haben.

14 Geschichtswerkstatt Uetersen 2009, S. 20.

15 Vgl. Rahn 2006.

16 Vgl. Rahn 2006.



„Deichschänke“ Uetersen i. Holstein

Abb. 3: Postkarte der „Deichschänke“ mit vier Motiven. Im Uhrzeigersinn, beginnend oben links: Die Gaststätte vom Pinnaudeich aus gesehen, der Tresenbereich, ein Kümo bei „Tante Grete“ vor Anker, der Gastraum. Die Innenansichten zeugen von der großzügigen Verwendung von Delfter Fliesen (Archiv Stadt- und Heimatgeschichtliches Museum Uetersen).

Die umfangreiche Verwendung von Delfter Fliesen bei der Ausgestaltung des Gastraumes hat ihre eigene Geschichte, wie Jan-Otto Plump, Zimmermeister aus der Nachbarschaft und quasi bei Tante Grete aufgewachsen, berichtet.¹⁷ Ihm zufolge wurde der Wandschmuck – vermutlich zunächst als Ballast – auf den Schiffen holländischer Deichbauer mitgebracht, die mit der Erneuerung des Ueter-

„Deichschänke“ Inh. G. Kurth
 (Tante Grete)
 Uetersen i. Holstein, Deichstr. 33
 Ruf: Uetersen 2449

Abb. 4: Adressangabe auf der Rückseite der Postkarte. Neben dem offiziellen Namen wird sicherheitshalber die allgemein gebräuchliche Bezeichnung „Tante Grete“ gleich mit angegeben (Archiv Stadt- und Heimatgeschichtliches Museum Uetersen).

¹⁷ Die Namensgleichheit zwischen Jan-Otto Plump und dem Geburtsnamen von Margarete Kurth ist zufällig und geht nicht auf ein Verwandtschaftsverhältnis zurück. Das Gespräch, auf das sich die folgenden Passagen dieses Textes beziehen, fand am 5. Oktober 2012 im Wohnhaus von Herrn Plump in Uetersen statt. Teilnehmer: Jan-Otto Plump, Siegfried Bunzel, Matthias Bunzel.

sener Klosterdeiches beauftragt worden waren. In Uetersen angekommen, wurden die Fliesen als Ersatz-Zahlungsmittel zur Begleichung der Rechnungen in der „Deichschänke“ genutzt und fanden so als Dekorationselement ihren Weg ist den Gastraum. Jan-Otto Plump hatte den Plan, Frau Kurth zu einem realen wirtschaftlichen Vorteil zu verhelfen. Er wollte die Fliesen aufgrund ihres erheblichen materiellen Wertes aus der Wand herauslösen und verkaufen. Sie abzunehmen, erwies sich jedoch aufgrund der Verwendung von Muschelkalk als Verbundstoff bei der Anbringung als unmöglich. Jeder Versuch führte unwillkürlich zur Zerstörung der jeweiligen Fliese, sodass Herr Plump sein Vorhaben schnell wieder aufgab und die Gaststätte für die gesamte Dauer ihrer Existenz mit wertvoller Delfter Keramik ausgestattet blieb (vgl. Abb. 3).

Herr Plump erinnerte sich im Gespräch zudem lebhaft an die Atmosphäre, die bei „Tante Grete“ herrschte. So legte Frau Kurth großen Wert darauf, dass der Gaststättenbetrieb mehr war als der bloße Konsum von Speisen und Getränken. Ihre Gäste sollten sich bei ihr unbedingt wohlfühlen. Diese Auffassung führte dazu, dass Frau Kurth ihre Gaststätte bisweilen kurzerhand schloss, wenn sie die Stimmung als trübe empfand – aber nicht, um ihre Gäste nach Hause zu schicken, sondern um mit ihnen gemeinsam Ausflüge nach Glückstadt oder gar nach St. Pauli zu unternehmen, und zwar auf Rechnung der Wirtin.



Abb. 5: Das ehemalige Gasthaus „Deichschänke“ im Jahre 2012 (Foto: Matthias Bunzel).

Die Möglichkeit anschreiben zu lassen, war bei Geldknappheit der Gäste obligatorisch, und oftmals wurde überhaupt nur ein Teil der konsumierten Lebens- und Genussmittel in Rechnung gestellt. Da sie Eigentümerin des Hauses war und demzufolge nur geringe laufende Kosten hatte, ergriff sie gern die Gelegenheit, sich gegenüber ihrem Publikum großzügig zu zeigen.

Musikalische Einlagen gehörten wie selbstverständlich zum Gaststättenbetrieb dazu. In erster Linie wurde Akkordeon gespielt. Herr Pentzien, ein Fischhändler aus

der Nachbarschaft, übernahm diese Aufgabe gern. Wenn er eine Pause benötigte, ließ er sich von seinen Söhnen an seinem Instrument vertreten, die dann eigens dafür zu Tante Grete beordert wurden.

Der Ehemann von Frau Kurth, der selbst zur See fuhr, hielt sich übrigens aus dem Betrieb der Gaststätte stets heraus. Er trat selten in Erscheinung und war bei den Gästen der Kneipe eher unbekannt. Frau Kurth ging 1962 im Alter von 63 Jahren offiziell in den Ruhestand. Sie blieb aber in ihrem Haus wohnen und führte den Betrieb zunächst im Kleinen weiter. Im Laufe der Zeit zog sie sich aus dem Gastgewerbe zurück und verstarb 1989 im Alter von 90 Jahren. Da sie kinderlos geblieben war und in der weiteren Verwandtschaft nicht der Wunsch bestand, das Haus zu übernehmen, wurde es nach ihrem Tod verkauft und in ein Mehrfamilien-Wohnhaus umgewandelt. Heute erinnert äußerlich nicht mehr viel an die Vergangenheit als öffentliches Haus, obwohl die baulichen Veränderungen bis auf das Entfernen von Schriftzügen und den Einbau neuer Fenster verhältnismäßig gering geblieben sind. An dem für diese Region charakteristischen grün-weißen Giebel erkennen Eingeweihte das Haus mit der über über zweihundertjährigen Geschichte auch heute noch auf den ersten Blick wieder.

Margarete Kurth verkörperte den Typus des Gastwirtes/der Gastwirtin, bei dem/der die Beziehung zur Gaststätte und den Gästen weit über das rein Berufliche hinausgeht, so dass Privatleben und Beruf nicht mehr voneinander zu trennen sind. Die „Deichschänke“ wurde durch ihr Naturell für Besucher des Hauses zu einem Kommunikationsraum und für sie selbst zu einem Dreh- und Angelpunkt der Beziehungen zur Außenwelt.

An ihrem Beispiel zeigt sich, dass „Gastwirt zu sein“ oft nicht einfach ein Beruf, sondern vielmehr ein Lebensentwurf ist. Auch heute gibt es noch gastronomische Betriebe, die unter dem Namen ihres Betreibers bekannter sind als unter ihrer offiziellen



Abb. 6: Margarete Kurth (Foto: Geschichtswerkstatt Uetersen).

Bezeichnung. Oftmals bieten diese Betriebe mit ihrer Mischung aus persönlicher Note und traditioneller Behaglichkeit sehr überraschende und erfreuliche Ausgeh-Erlebnisse. Es ist ein Stück Lebensqualität, dass es diese Erlebnisse nach wie vor gibt, und es macht Freude, mit dem einen oder anderen Besuch zur Erhaltung dieser Art gastronomischer Betriebe selbst beizutragen.

Literatur

Brütt, Ernst/ Gerhard Scharfenstein (1995)

Uetersen und seine Einwohner in den letzten 150 Jahren. Uetersen.

Geschichtswerkstatt Uetersen (2009)

Porträts Uetersener Frauen. Uetersen.

Rahn, Michael (2006)

Erinnerungen an die Jacobs-Werft, in: Hamburger Abendblatt v. 11. März 2006. Abgerufen auf: <http://www.abendblatt.de/region/pinneberg/article790737/Erinnerungen-an-die-Jacobs-Werft.html>, Stand 20.10.2012.

Sönnichsen, Marlen (2003/04)

Die Pinnau. Von der Klappbrücke bis zur Drehbrücke. Uetersen. Abgerufen auf: <http://www.die-pinnau.kulturgemeinschaft-tornesch.de/dateien/copyright.htm>, Stand: 20.10.2012.

Wolff, Jürgen (2011)

Die Pinnau im Laufe der Jahrhunderte, Teil I und II (= Ansichtskarten. Ein Spiegel der geschichtlichen Entwicklung Uetersens, Folge 7/8.). In: Uetersener Nachrichten Nr. 235, 8.10.2011, S. 10 und Nr. 241, 15.10.2011, S. 10.

Berichte und Mitteilungen

Die Elbe – alles im Fluss. Geschichte einer maritimen Landschaft.

Ausstellung im Museum Brunsbüttel

Matthias Bunzel und Dirk Meier

Kennen Sie die Elbe und ihre Geschichte? Die Ausstellung „Die Elbe. Geschichte einer maritimen Landschaft“ zeigt exemplarisch an Hand großformatiger Karten, Modelle und einer Präsentation, wie die Landschaft der Unterelbe entstand und wie sie vom Menschen geprägt wurde. Die ausgewählten Zeitscheiben verdeutlichen dabei nicht nur den Landschaftswandel, sondern dokumentieren auch die Bedeutung dieses maritimen Drehkreuzes. Die maritime Kulturlandschaft bietet dabei ein großes Potential für den nachhaltigen Tourismus, wozu diese Wanderausstellung beitragen möchte. Begeben Sie sich in dieser kleinen Ausstellung von Brunsbüttel entlang der Elbmarschen bis Hamburg auf eine kulturlandschaftliche Zeitreise. Die Ausstellung steht auch für andere Museen an der Elbe zur Verfügung und kann jeweils um spezielle Schwerpunkte erweitert werden.

Die Elbe in der letzten Kaltzeit

Während des Höhepunktes der letzten Kaltzeit um 24.000 v. Chr. reichten die Gletscher noch fast bis an das Elbeurstromtal, das das Schmelzwasser nach Nordosten bis in den Bereich der Doggerbank abführte. Die Landschaft beiderseits des Flusses prägte eine Kältesteppe. Vom Eisrand wegführende Schmelzwassertäler füllten das Urstromtal langsam mit Schotter auf. Während der kalten Phasen der späten Altsteinzeit erlegten hier Jäger der Hamburger und Ahrensburger Kultur zwischen 13.000 und 10.000 v. Chr. Renntiere, die das Elbeurstromtal bei ihren jahreszeitlichen Wechseln von ihren Sommer- zu den Winterquartieren und umgekehrt passierten.

Der nacheiszeitliche Meeresspiegelanstieg

Mit der Klimaerwärmung der Nacheiszeit stieg infolge der schmelzenden Gletscher der Meeresspiegel stark an. Das vordringende Meer überflutete infolgedessen die flachen Sanderebenen des Nordseebeckens und stieß über das Elbeurstromtal weit in das Landesinnere vor. In der heutigen Außenelbe entstand so eine große Meeresbucht. Allmählich bildeten sich Nehrungen.

Die Elbe in der mittleren Steinzeit

Zugleich wandelte sich die Vegetation von einer Kältesteppe zu lichten Kiefern-, Hasel- und Birkenwäldern sowie schließlich zu Eichenmischwäldern. Die vielfältige Ökologie entlang der Elbufer mit ihren durch den Fluss aufgeworfenen Nehrungen und anschließenden Schilf- und Moorgebieten nutzten Jäger- und Sammlergruppen der Mittleren Steinzeit zwischen 9.500 und 5.000 v. Chr.

Die Elbe in der Eisenzeit

Um etwa 500 v. Chr. hatte die Elbe Uferwälle aufgeworfen, welche die landseitige Entwässerung behinderten, so dass sich hier die Moorgebiete weiter ausdehnten. Erste sesshafte und Viehhaltung betreibende Siedlergruppen nahmen die Uferwälle in Besitz, wie archäologische Ausgrabungen u.a. in Ostermoor (Dithmarschen), Hodorf an der Stör sowie im Land Kehdingen und im Gebiet von Stade dokumentiert haben. Das gesamte erste Jahrtausend n. Chr. prägten die weiten Moore und vom Menschen besiedelten Uferwälle das Landschaftsbild der Unterelbe.

Der Fluss bildete dabei einen wichtigen Verkehrsraum. So stießen bei ihren Versuchen, Germanien bis zur Elbe zu erobern, römische Flotten unter Drusus, Tiberius und Germanicus zwischen 12 v. und 15 n. Chr. wohl auch in die Elbe vor. Die germanischen Siedler an den Flussufern profitierten dabei vom Fernhandel mit dem Römischen Reich. Seit dem 3./4. Jahrhundert bildete die Elbe ein maritimes Ausfallstor der Alt-sachsen. Diese beteiligten sich an Überfällen auf die Grenzen des Römischen Reiches. Im 5. Jahrhundert wanderten kriegerische Gruppen von Sachsen, Angeln und Jüten nach Britannien aus. Auch bei diesen Migrationen spielte die Elbe sicher eine Rolle, obwohl sie noch unklar ist.

Die Elbe im frühen Mittelalter

Seit 700 n. Chr. wuchs infolge des fränkisch-friesischen Fernhandels, der vom Rheinmündungsgebiet ausgehend auch die Nordsee umspannte, die Bedeutung der Elbe als maritimer Verkehrsweg. Gut abzulesen ist diese Entwicklung in Stade und Hamburg. Die Elbe war seit der Eroberung Sachsens durch die Franken in den Blickpunkt Karls des Großen geraten. Hamburg wurde dabei zugleich zentraler Missionsstandpunkt für den Norden und unter Erzbischof Ansgar ausgebaut. Auch wiederholte Zerstörungen durch Wikinger (845) und Slawen konnten die weitere Entwicklung Hamburgs nicht aufhalten.

Bedeichung und Hollerkolonisation

Die seit dem Hochmittelalter stark anwachsende Bevölkerung verlangte nicht nur nach mehr Waren, sondern erforderte auch Investitionen in die Agrarnutzung. Die Elbmarschen wurden deshalb bedeicht und die umfangreichen Mooregebiete durch künstliche Entwässerung urbar gemacht. Dazu hatten adelige und geistliche Grundherren etwa seit den Jahren um 1130 Holländer ins Land geholt. Diese sogenannte Hollerkolonisation mit Marschhufensiedlungen und anschließenden Streifenfluren prägt bis heute das Bild der Elbmarschen. Die menschlichen Eingriffe in den Naturraum hatten jedoch auch Folgen für die Umwelt. So stieg das Mittlere Tidehochwasser an, zugleich drohten die für den Getreideanbau urbar gemachten Böden infolge von Sackungsprozessen erneut zu versumpfen. Wirksame Abhilfe boten erst die von Holländern seit dem 16. Jahrhundert eingeführten Entwässerungsmühlen. Diese sind heute bis auf eine bei Honigfleth in der Wilstermarsch alle verschwunden. Die Steigerung der Agrarerträge infolge der Intensivierung der Landwirtschaft und des Getreideanbaus findet dabei ihren Ausdruck in speziellen Bauernhausformen, wie das von Holländern eingeführte Barghus zeigt.

Die Elbe in der Hansezeit

Die Lage Hamburgs im Schnittpunkt von Land-, Fluss- und Seehandelswegen im Stromspaltungsgebiet der Elbe bildete die topographische Voraussetzung für den Ausbau von Wirtschaft und Verkehr. So entwickelte sich das frühmittelalterliche Emporium weiter zur Seehandelsstadt mit ausgebautem Hafen. Elbe, Rhein-Maas-Schelde und Themse wurden dabei zu maritimen Drehscheiben. Entsprechend der Handelsbedeutung nahm auch die Piraterie zu, welcher sich die Hansestadt Hamburg jedoch erfolgreich erwehren konnte.

Die Elbe in der frühen Neuzeit

Im Kolonialzeitalter seit 1500 wuchs die Bedeutung Hamburgs und der Elbe für den Handel weiter, während die Lübecks abnahm. Ausdruck dieses Zeitalters sind nicht nur größere Segelschiffe (Fleuten, Galeonen), die die Koggen, Holke und Kraweele ablösten, sondern auch der weitere Ausbau der Häfen an der Elbe. Hamburg, das um 1500 etwa 15.000 Einwohner aufwies, entwickelte sich aufgrund seiner verkehrsgünstigen Lage zu einer Konkurrenz der Ostseehäfen und konnte von dem Überseehandel mit den neuen Kolonien profitieren. 1620 hatte die Stadt bereits 50.000 Einwohner. Als Konkurrenz gründete Christian IV. von Dänemark-Norwegen 1617 Glückstadt an der Elbe, dessen Grundriss als ehemalige Festungsstadt noch bewahrt ist.



Karte der Untereibe von Samuel Gottlieb Zimmermann und Otto Hasenbarrck, 1721.

Sturmfluten und Küstenschutz

Neben ihrer Funktion als Schifffahrtsweg bedeutete die Elbe bei Sturmfluten jedoch auch eine Gefahr für die Menschen. Hohe Wasserstände bedrohten die Deiche von der Flussseite, hoher Binnenwasserstau gefährdete diese bei geschlossenen Sielen von innen her. Nachdem im späten Mittelalter hauptsächlich am Nordufer der Elbe mehrere Kirchorte untergegangen waren, führten vor allem die Sturmfluten von 1717/18, 1825 und 1962 zu erheblichen Schäden. Seit 1962 wurden daher die Deiche nochmals verstärkt und die in die Elbe mündenden Flüsse mit Schleusen bzw. Sielen versehen.

Elbvertiefung

Weitere Maßnahmen richten sich auf den Fluss selbst. So hatte seit dem 12. Jahrhundert der Mensch durch Deich- und Wasserbaumaßnahmen immer wieder in die Unterelbe eingegriffen. Für die Schifffahrt wurde die Unterelbe seit 1818 von NN -5,4 m mehrfach bis auf NN -16,8 m (1999) vertieft. Die jetzt geplante Elbvertiefung, die Schiffen bis 14,5 m Tiefgang die Ansteuerung des Hamburger Hafens erlauben soll, ist zwischen dem Zentralverband Deutscher Seehafenbetriebe, der Politik, der Fischerei und Vertretern des Umweltschutzes umstritten.

Inwertsetzung des maritimen Erbes

Die maritime Vergangenheit der Unterelbe-Region ist heute noch spürbar. Alte Häfen, Kornspeicher, Kräne, historische Schiffe, Fähren, Seezeichen und weitere maritime Kulturdenkmäler prägen das Bild dieser einzigartigen Flusslandschaft. Um dieses maritime Erbe im Sinne einer nachhaltigen Naherholungsentwicklung zu fördern und zu sichern und damit die Lebens- und Aufenthaltsqualität für Einheimische, Neuzuzügler und Naherholungssuchende zu gewährleisten, wurde im Jahr 2002 die Arbeitsgemeinschaft Maritime Landschaft Unterelbe gegründet, die zugleich Leitprojekt der Metropolregion Hamburg ist.

Eine Teilstrategie des Leitprojektes ist die Inwertsetzung der Kulturdenkmäler, die die maritime Landschaft an der Unterelbe kennzeichnen. So wurde beispielsweise das historische Küstenmotorschiff „Greundiek“ in Fahrt gesetzt, das heute als Botschafterin der Maritimen Landschaft Unterelbe das Elbrevier befährt.

Die Geschäftsstelle der Arbeitsgemeinschaft Maritime Landschaft Unterelbe initiiert und begleitet regionale Projekte und vernetzt Initiativen. Sie ist als Ansprechpartnerin für lokale Vorhaben und als Vermittlerin zwischen den Bürger/innen und der Verwaltung sowie zwischen den Kommunen und den Ländern tätig. Im Mittelpunkt steht eine die Teilregionen übergreifende Netzwerkarbeit.

Die Ausstellungsrealisierung erfolgte mit Unterstützung der Arge Maritime Landschaft Unterelbe GbR, Grünendeich. Begleitend zur Ausstellung werden Vorträge, Führungen und Exkursionen in die Elbmarschen beiderseits der Elbe angeboten.

Kontakt:

Museum Brunsbüttel, Markt 4, 25541 Brunsbüttel

Tel.: 04852-51222, Fax: 04852-54232

Internet: <http://www.museum-brunsbuettel.de/>

E-Mail: mail@museum-brunsbuettel.de

Veranstaltungsorganisation: Robert Ladage

Konzeption:

Dr. habil. Dirk Meier

Internet: www.kuestenarchaeologie.de

E-Mail: Dr.Dirk.Meier@t-online.de

Mit Leib und Seele Museumsmann.

Zur Verabschiedung von Torkild Hinrichsen

Uwe Claassen

Am 28. März 2013 wurde Torkild Hinrichsen mit Erreichen der Altersgrenze als Direktor des Altonaer Museums verabschiedet. Die öffentliche Abendveranstaltung zu diesem Anlass war dem Verein der Freunde des Altonaer Museums, den über 200 ehrenamtlichen Mitarbeitern und überhaupt allen Freunden des Hauses gewidmet. Die offiziellen Vorgänge und eine Feier mit den hauptamtlichen Mitarbeitern waren zuvor schon intern erfolgt. Und so sprach an diesem Abend kein Vertreter der Stiftung Historische Museen Hamburg, zu denen das Altonaer Museum gehört. Und es sprachen auch keine Vertreter der Kulturbehörde oder anderer Einrichtungen. Das erschien dem einen oder der anderen bemerkenswert angesichts der Lebensleistung Hinrichsens für das Altonaer Museum. Doch diese Programmgestaltung entsprach dem Wunsch der Hauptperson. Klingt hier vielleicht immer noch etwas von den Ereignissen nach, als das Museum zum 1.1.2011 geschlossen werden sollte (siehe TOP 40)?

Seitdem hat sich ja nicht viel verändert. Aufgrund der massiven Proteste aus der Bevölkerung hatte der alte CDU-Grünen-Senat die Schließung zwar widerrufen. Aber nun sollte die Stiftung Historische Museen Hamburg selbst entscheiden, wie die einzusparende Summe, die dem gesamten Etat des Altonaer Museums entsprach, erbracht werden sollte. Der inzwischen amtierende SPD-Senat hat diese Kürzung zurückgenommen, aber nichts weiter draufgelegt. Olaf Scholz hatte im Wahlkampf gesagt, unter einem von ihm geführten Senat würden die Museen „auskömmlich“ finanziert werden. Nur: Die Museen waren schon vor den 2010 beschlossenen Kürzungen deutlich unterfinanziert. Der neue Sonderausstellungstopf, aus dem Mittel beantragt werden können, ist nichts weiter als ein Tropfen auf den heißen Stein, zumal die museale Basisarbeit des Sammeln, Erforschens und Bewahrens mal wieder außen vor bleibt. Benedikt Erenz schrieb erst kürzlich in einer kleinen Glosse über Museen der Zukunft (DIE ZEIT, 14.3.2013), dass man in Hamburg schon seit einigen Jahren den Eindruck hätte, „die Stadt würde ihre historischen Sammlungen am liebsten in die Elbe kippen (wenn dies nicht der heiß ersehnten Flussvertiefung im Wege stünde)“. Diesen Eindruck kann man schon seit langem haben, wenigstens seit die Hamburger Museen zum Ende der 1990er Jahre in Stiftungen umgewandelt wurden und man sie, egal unter welchem wie auch immer gefärbten Senat, finanziell immer mehr ausbluten ließ und gleichzeitig private Museumsinitiativen massiv unterstützte, zum Beispiel das Mari-

time Museum des Multimillionärs Peter Tamm in der Speicherstadt mit 30 Millionen Euro. Doch damit sei genug zu den Bedingungen gesagt, unter denen Hinrichsen in Hamburg Museumsarbeit geleistet hat.

Torkild Hinrichsen wurde 1948 als Kind einer dänischen Familie in Altona geboren. Zu Hause sprach man Dänisch und außerhalb Deutsch. Die Legende besagt, dass er schon im zarten Alter von vier Jahren verkündete, Direktor des Altonaer Museums werden zu wollen. Die Sammelleidenschaft war durch einen Besuch des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums für Ur- und Frühgeschichte in Schloss Gottorf geweckt worden. Von nun an steckte in jedem Stein potentiell eine sammelnswerte Versteinerung oder ein steinzeitliches Werkzeug. Ein Onkel war für das Hamburger Bauamt tätig und unter anderem mit dem unter dem Direktor Günther Grundmann erfolgten etappenweisen Wiederaufbau des kriegszerstörten Altonaer Museums befasst. So kam Hinrichsen bei zahlreichen Besuchen vor und hinter den Kulissen schon früh mit dem Museum in Berührung, das sein Leben so sehr prägen sollte. Die Sammelleidenschaft erweiterte sich auf ausgestopfte Tiere, die er selbst präparierte, auf Muscheln, überhaupt auf Naturalien. Mit 14 Jahren, inzwischen war Gerhard Wietek Direktor geworden, begann Hinrichsens Arbeit für das Altonaer Museum. Das Haus hatte eine Schmetterlingssammlung als Geschenk erhalten, die betreut werden musste, was der Junge zwei Jahre lang ehrenamtlich und höchst professionell tat. Nach der Schule wollte er zunächst Zeichenlehrer werden und begann ein Studium an der Hamburger Hochschule für bildende Künste. Doch schon bald wechselte er an die Universität, um Kunstgeschichte, Geschichte und Archäologie zu studieren. Und noch vor seinem Abschluss drängte es Hinrichsen wieder zum Altonaer Museum, wo Wietek ihm den Rat gab, erst die Dissertation abzuschließen, bevor er den Berufseinstieg versuche. Für seine Arbeit über romanische Grabsteine in Dänemark besuchte er über 600 Kirchen, die er mit dem Fahrrad abfuhr.

1978 war es dann so weit. Unter dem frisch ernannten Direktor Gerhard Kaufmann wurde Hinrichsen am Altonaer Museum in der Abteilung Allgemeine Kulturgeschichte erst „wissenschaftlicher Hilfsarbeiter mit Zeitvertrag“ und dann für ein Jahr Volontär. In dieser Zeit musste er den durch einen Elektroschaden ausgelösten Brand des Museums miterleben. Obwohl jetzt jeder Mitarbeiter dringend gebraucht wurde, konnte sein Volontariat aus „arbeitsrechtlichen Gründen“, wie im inzwischen leider eingestellten Jahrbuch des Altonaer Museums verzeichnet ist, nicht verlängert werden. Von 1980 an war er am Museum für Kunst und Kultur in Dortmund. 1985 kehrte er als Hauptkustos, das heißt als Stellvertretender Direktor, ans Altonaer Museum zurück. Hier war er nun Abteilungsleiter für die Allgemeine Kulturgeschichte und das Frei-

lichtmuseum Rieck-Haus in den Vierlanden als Außenstelle, und er war Leiter der Schau- und Studiensammlung. Neben dem Wiederaufbau der Ausstellungen nach dem Brand entwickelte er ein ausgeprägtes Sonderausstellungs- und Begleitprogramm. Bis 2007, 22 Jahre lang, nahm er diese Aufgaben wahr, bis er dann doch seinen Hut in den Ring warf und noch Direktor wurde. Das war in einer schwierigen Zeit für das Altonaer Museum. Nachdem Gerhard Kaufmann 2001 in den Ruhestand gegangen war, hatte sich Hinrichsen nicht um dessen Nachfolge beworben. Ein Grund dafür mag das Aufgabenprofil gewesen sein: Er wollte sich nicht von der geliebten Arbeit mit den Sammlungen, den Ausstellungen und der Vermittlungsarbeit zugunsten administrativer Tätigkeiten trennen. Nachdem man Kaufmanns Nachfolger Axel Feuß die Erneuerung des Hauses schon nach kurzer Zeit nicht mehr zutraute, wurde Hinrichsens Kollegin Bärbel Hedinger, die Abteilungsleiterin für Gemälde und das Jenisch-Haus, von der Kultursenatorin Karin von Welk aus dem Teilzeitruhestand geholt und als Direktorin installiert. Hedinger wollte die Sammlungen vom „Schlüsselaspekt Bild“ her neu strukturieren und dabei ganze, da nicht hineinpassende Sammlungsbereiche auch über die Köpfe von betroffenen Abteilungsleitern hinweg abgeben. Ein Architekturkonzept wurde erstellt und der Eingangsbereich als erster von mehreren geplanten Bauabschnitt sogar tatsächlich erneuert.

Als das Altonaer Museum, das im Untertitel Norddeutsches Landesmuseum heißt und vor der Eingemeindung Altonas 1937 nach Hamburg den Stellenwert eines Provinzialmuseums für die Herzogtümer Schleswig und Holstein besaß, dann aber seine Selbständigkeit verlieren sollte, um in einer Museumsstiftung für die Geschichte Hamburgs aufzugehen, verließ Hedinger das sinkende Schiff und kündigte ihren noch laufenden Arbeitsvertrag. Hinrichsen erkannte die Brisanz und traute die Rettung des Hauses niemandem Außenstehenden zu. So übernahm er die Leitungsverantwortung. Und als die Schließung des Altonaer Museums vom Senat beschlossen wurde, fügte er



Abb.: Hinnerk Bodendiek, Torkild Hinrichsen als Boxer; Plakat, 2010 (Foto Hinnerk Bodendiek).

sich dem nicht brav und bieder, sondern ging mit den Mitarbeitern des Hauses auf die Barrikaden. Noch heute ist in Videos auf YouTube zu sehen, wie er mit dem Megaphon in der Hand sein Museum auf der Straße verteidigte. Der Künstler Hinnerk Bodendiek gestaltete verschiedene Plakate, die zur Rettung des Altonaer Museums aufriefen. Eines zeigt Hinrichsen als Boxer: einen Handschuh ziert das weltoffene Stadttor des Altonaer Wappens, den anderen die dänische Flagge. Ohne diesen Kampf, davon muss man ausgehen, würde das Altonaer Museum heute nicht mehr existieren.

Und wie geht es weiter? Die Direktorenstelle ist ausgeschrieben, und zwar mit Bezug auf ein unter Hinrichsen erarbeitetes Konzept, das eine zeitgemäße Modernisierung des europaweit vorbildlichen universalistischen Museumskonzepts Otto Lehmanns von 1901, des ersten hauptamtlichen Direktors des Altonaer Museums, bedeutet. Als „Museum für Mensch und Natur“ soll es, so die Ausschreibung, „die Wechselwirkungen zwischen Stadt und Land sowie die Stadtgeschichte Altonas in den Fokus rücken und unter aktuellen politischen, ökologischen, ökonomischen und migrations-spezifischen Fragestellungen neu bewerten“. Aber ob es so kommt, wird die Zukunft noch zeigen müssen. Aus der krisengeschüttelten Stiftung Historische Museen Hamburg sind zum 1.1.2013 das Helms-Museum, das Rieck-Haus und das Schloss Bergedorf herausgelöst worden. Für zwei der verbliebenen drei Haupthäuser werden derzeit neue Direktionen gesucht. Und auch Helmut Sander, langjähriger kaufmännischer Geschäftsführer im Museumsbereich und seit dem 1.1.2012 Alleinvorstand der Stiftung, wird Anfang 2014 in den Ruhestand gehen. Erst wenn das Leitungstableau der Stiftung Historische Museen Hamburg erneuert ist, wird man sehen, ob diese Personen Willens sind, Hinrichsens Konzept für das Altonaer Museum, sein Vermächtnis, zu realisieren, und falls sie es wollen, wird man auch sehen müssen, ob sie von der Stadt Hamburg dafür in die Lage versetzt werden. Torkild Hinrichsen wird seinem Museum jedenfalls treu bleiben. Er wird verstärkt für den Verein der Freunde des Altonaer Museums aktiv werden, unter anderem in der Qualifizierung von Ehrenamtlichen, und ist bereits als wissenschaftlicher Beirat für die Museumslandschaft Bergedorf tätig, dem neuen Träger des Rieck-Hauses.

So sehr Hinrichsen sein Leben lang privat und dienstlich Dinge sammelt bzw. gesammelt hat, geht es ihm doch stets weniger um die Dinge an sich oder gar ihren antiquarischen Wert. Im Mittelpunkt seines Denkens und Handelns steht die Frage nach den Menschen, die mit den Objekten zu tun hatten, und nach denen, die sie jetzt im Museum ansehen, nach den Zusammenhängen, die in diesem Feld hergestellt werden können, und wie das Wissen um die Vergangenheit für die Gegenwart und Fragen der Zukunft anwendbar gemacht werden kann. Mit seinen eigenen Worten aus einem Bei-

trag über den Nachlass Salzberg klingt das wie folgt:

„Wir Menschen sind vergänglich. Was von uns bleibt, ist Erinnerung, ist eine Spur von den Dingen, die wir hinterlassen haben. ... Diese Dinge bieten eine Möglichkeit, im Nachhinein die Spur zu den Menschen vor uns zu finden, zu längst vergangenen Zeiten. Das kulturgeschichtliche Museum hat daraus Programm und Methode entwickelt. Es hortet nicht Dinge an sich, weniger Kuriositäten und Merkwürdigkeiten, sondern Typisches, Charakteristisches und Repräsentatives. Und es hortet sie nicht wie in einem Antiquitätenlager, sondern sammelt die Dinge als Informationsträger, als Indizien für menschliches Verhalten. ... So bergen die Dinge auch die Möglichkeit zu Mutmaßungen über die Zukunft. Hierin liegt die Chance eines zeitgemäß arbeitenden kulturgeschichtlichen Museums: Die Dinge nutzbar machen als Indizien für menschliches Verhalten. Allerdings muss die Mischung dieser Dinge ‚stimmen‘. Die eigentliche Schwierigkeit liegt darin, das ‚Charakteristische‘ auszuwählen.“¹

Aus dieser Überzeugung heraus konnte Hinrichsen sich mit vermeintlichen Bagatellen wie den Plastiktüten befassen, für die er gleich nach seiner Dissertation 1978 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Altonaer Museum eine der ersten Museumssammlungen in Deutschland anlegte. Was für ein gedanklicher Horizont: Von den romanischen Grabsteinen Dänemarks zu den „Türkenkoffern“, die er gleichzeitig als Transportmittel für Waren und Teil populärer Druckgrafik sieht – beides in zeitgenössischer und historischer Perspektive, verbunden bereits mit ökologischen Fragestellungen. Auch ganze Nachlässe nahm Hinrichsen ins Museum auf, wie den des blinden jüdischen Gelehrten Max Salzberg und seiner Frau Frieda, die die Nazizeit und den Holocaust in Hamburg überstanden hatten: den gesamten Hausrat einer Sieben-Zimmer-Wohnung, die bis in den letzten Winkel mit Gegenständen des täglichen Lebens aus neun Jahrzehnten, inklusive Briefwechsel, Tagebuchaufzeichnungen und Fotos, angefüllt war. Es stockte einem der Atem, in der Schublade des Nachtschränkchens die Binde mit dem Judenstern zu sehen. Es stockte angesichts der Masse an Dingen noch einmal der Atem, sich vorzustellen, wie viele jüdische Haushalte es in Hamburg, in Deutschland einst gab und wie sie aussahen. Hier sind die Spuren, die anderenorts verweht sind. Und der Atem stockte ein drittes Mal bei der Vorstellung, wie viele dieser verwehten Dinge gar nicht wirklich weg sind, sondern nach der Emigration, der Flucht oder Deportation in fremde Hände gelangten und neu tradiert bis heute weitergegeben werden.

Mit Kunst beschäftigte Hinrichsen sich vornehmlich aus kulturgeschichtlicher Perspektive. In seiner Graffiti-Ausstellung zeigte er auf, wie die verschiedenartigen Bilder

1 Kat. Schatten. Jüdische Kultur in Altona und Hamburg, 1998, S. 106.

und Schriftzüge Teil der Jugendkultur sind. Im Innenhof des Museums gab es mehrere öffentlich angekündigte Sprayaktionen, bei denen Liebhaber und Gegner den Sprayern zuschauen und mit ihnen ins Gespräch kommen konnten. So auch bei der Übernahme der wohl recherchierten und sauber erarbeiteten historischen Hundeausstellung des Freilichtmuseums Cloppenburg. Die Kollegen waren nicht sehr erfreut, dass Hinrichsen die Ausstellung im Altonaer Museum durch eine Fortführung bis in die Gegenwart ergänzt hatte, vor allem in Bezug auf den städtischen Raum Hamburgs. So war aber der eigene Erfahrungsschatz der Besucher sofort angesprochen und damit auch der Blick zurück in die Zeit der Hundegöpel etc. ein anderer. Im Rahmen des Begleitprogramms waren die Suchhunde des Zolls und Roten Kreuzes sowie die Dackel des Teckelvereins zu Vorführungen im Museum, wo sich so zahlreiche Anknüpfungspunkte zu Gesprächen zwischen den Fachleuten und den Besuchern boten, die dann wieder den Blick für die Ausstellung schärfen.

Drei wichtige Themenbereiche der Arbeit Hinrichsens müssen noch erwähnt werden. Als erstes die stete Beschäftigung mit der Kinder- und Jugendkultur, insbesondere mit dem Spielen und dem Lesen. So ist ihm die Etablierung des Kinderbuchhauses in der Trägerschaft des gemeinnützigen Vereins „Forum für Bilder-Buch-Kultur e.V.“ in Räumen des Altonaer Museums zu verdanken. Als zweites das Wachhalten der Erinnerung an die Eigenständigkeit des erst 1937 nach Hamburg eingemeindeten Altonas und dessen Zusammenhang mit dem Herzogtum Holstein, das zwar zum Deutschen Bund gehörte, aufgrund einer Personalunion aber als Teil des Dänischen Gesamtstaates bis 1867 von Kopenhagen aus regiert wurde. Und als drittes die seit 1991 anhaltende Serie der Weihnachtsausstellungen mit den ihnen angeschlossenen Weihnachtsmessen und den Begleitpublikationen. Kunsthandwerkermessen und Weihnachtsmärkte gehören heutzutage ins Programm jedes wirtschaftlich agierenden Museums. Beim Altonaer Museum ist das aber mehr als nur eine Einnahmequelle. Die Serie begann nach dem Fall des eisernen Vorhangs und der Wiedervereinigung der beiden Deutschen Staaten, denn zwei der Produktionsregionen für Objekte, die unsere Ausgestaltung des Festes mit geprägt haben, das Erzgebirge mit Holzartikeln und der Thüringer Wald mit dem gläsernen Christbaumschmuck und Spielzeug als Geschenk, waren nun nach langen Jahren der Trennung wieder frei zugänglich. Hinrichsen fuhr mit seiner Kollegin Regina Meinecke immer wieder in diese Regionen, um nach den Erzeugern dieser Objekte zu suchen, um sie zu ihrer Geschichte und Gegenwart zu befragen. Herausgekommen sind Ausstellungen, vordergründig zu einzelnen Sachgruppen, wie den Räucherfiguren, Lichtenengeln und -bergleuten, dem gläsernen Christbaumschmuck oder Spielzeug aus dem Raum Sonneberg. In den Begleittexten und -publi-

kationen ist einerseits ein historisches Panorama zu diesen Themen aufgetan. Darüber hinaus enthalten sie vor allem in den ersten Jahren Berichte und Interviews von den Feldforschungsreisen. Nimmt man sie in ihrer Folge zusammen, so wird hier eine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dieser Regionen erkennbar. Vor der historischen Dimension geht es um die 1990er Jahre, die Euphorie nach der Wiedervereinigung und die Ernüchterung, die mit dem wirtschaftlichen Einbruch Einzug hielt. Warum sollten solche Ausstellungen in Hamburg-Altona gezeigt werden? Weil der weltweite Export dieser Waren heute wie im 19. Jahrhundert zu großen Teilen über Hamburg läuft. Weil auch wir im Norden Weihnachten feiern, diese Waren auch unser Weihnachtsambiente prägen und sie hinter all ihrem Glanz in Zusammenhängen stehen, die hier aufgezeigt sind, und die uns eben auch angehen sollten. Und weil es um die Neugier ging, die Menschen, die auf der anderen Seite der Mauer gelebt haben, kennen zu lernen. So waren vor allem die Handwerker messen der 1990er Jahre im Altonaer Museum mehr als nur Verkaufs- und Kaufveranstaltungen, sondern Möglichkeiten mit „den anderen Deutschen“ zusammenzukommen und zu entdecken, wie sie und wir miteinander zusammenhängen. Hinrichsen hat hier einen Beitrag zum Zusammenwachsen Deutschlands geleistet und gezeigt, wie das kulturgeschichtliche Museum gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen kann.

Drei der wesentlichen Ansprüche von Torkild Hinrichsens Museumsarbeit sind:

- 1) den Blick zurück aus der Gegenwart heraus zu führen – und zwar um der Zukunft willen,
- 2) Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen und
- 3) ihnen neue Einsichten, Inspiration für zukünftiges Denken und Handeln zu ermöglichen, sie zu bewegen.

Dafür ist ihm kein Objekt als Ausstellungsgegenstand zu gering und keines zu autark, wie die hohe Kunst ja gelegentlich gesehen wird.

Der studierte Kunsthistoriker und Archäologe Torkild Hinrichsen hat sich nie um Fächergrenzen geschert. Am Altonaer Museum, einem seit seiner Neukonzeption 1901 auch stark volkskundlich orientierten Haus, leitete er die Abteilung „Allgemeine Kulturgeschichte“. Bis in die 1970er Jahre hinein hieß sie noch „Kulturgeschichte und Volkskunde“. Das „Volkskunde“ fiel dann weg und die Kulturgeschichte erhielt die Ergänzung „Allgemeine“ – das Aufgabengebiet blieb jedoch das gleiche. Folgt man Martin Scharfes Worten aus seiner zweiten Marburger Antrittsvorlesung von 1994, so kann man Hinrichsen als Museumsmann und Volkskundler mit Leib und Seele sehen:

„... alle gehen davon aus, dass die Kultur-Dinge, die kulturellen Objektivationen (oder wie immer wir sagen wollen) über einen eigentümlichen Reichtum an Be-

*deutung verfügen, dass die gestalteten Dinge mehr sind als nur bloße Indikatoren oder Verweiszeichen, sondern recht eigentlich ein Schatz; dass also in den kulturell gestalteten Stoff, und mag sein Marktwert noch so geringfügig sein, Bedeutungen eingebunden sind und Gefühle, Stimmungen und soziale Verhältnisse, Problembearbeitungen und Erfahrungen, also Affekt und Gesellschaft und Geschichte. Das ist der großartige Anspruch des Faches, das ich vertrete, dass es mit seinem methodisch-theoretischen Zunder Funken schlägt aus unscheinbarem Stein, dass es aus dem bagatellischen Fossil komplexe Kultur zu erschließen vermag und umgekehrt den Weg verfolgt, auf dem komplexe Kultur sich fossilisiert.*²

Ja, das kann Hinrichsen. Vom Kleinsten zum Komplexesten und zurück und dabei die vielfältigsten Zusammenhänge aufzeigen. Legendar sind seine Ausstellungseröffnungen: Ohne Manuskript, weit ab vom Mikrofon des Rednerpults, schreitet er vor den Gästen auf und ab. Gebannt folgen sie den Ausführungen, die mit einer vielfältig modulierten Stimme, stets mit einem Zwinkern im Auge und auf Pointen ausgerichtet, vorgetragen werden. Dieses Erzählerisch-Essayistische ist ein letztes Kennzeichen der Arbeit von Hinrichsen, dass hier angesprochen werden soll. Seine mündlichen Ausführungen, seine Ausstellungen und Texte sind auf eine Breitenwirkung hin ausgerichtet. Sie entspringen einem enormen Wissens- und Erfahrungsschatz – werden aber nicht von einem überbordenden, Nichtfachleute abschreckenden Anmerkungsapparat begleitet. Überhaupt sind diese Produkte seiner Arbeit nicht als Endpunkte einer Beschäftigung zu verstehen, sondern als Zwischenberichte, als Einblicke in eine fortschreitende Arbeit, die andere inspirieren und anregen sollen, sich selbst mit diesen Themen zu befassen.

Das Erzählerische bekommt in der letzten Zeit bei Torkild Hinrichsen noch eine ganz andere Wendung: Unter dem Pseudonym Tobias Heinrich veröffentlicht er im Selbstverlag „Tierische Märchen und Erzählungen“, die er auch selbst illustriert. Es sind Geschichten, die er von seinen Großeltern und Eltern erzählt bekommen hat. Und er erzählt sie nicht bloß nach, sondern bereitet sie für eine heutige Leserschaft neu auf, indem er immer wieder zwischen der eigentlichen Erzählung und kulturgeschichtlichen Kommentierungen hin und her springt. Das macht er wie gewohnt nicht stupide belehrend, sondern ganz souverän mit einem Augenzwinkern. Mit seiner Arbeitsweise und seiner ungeheuren Produktivität von weit mehr als 50 Ausstellungen, Begleitpublikationen und Begleitprogrammen gehört Torkild Hinrichsen zu den bedeutenden volkskundlich arbeitenden Museumsleuten der letzten Jahrzehnte in Norddeutschland.

² Zeitschrift für Volkskunde, 1995, S. 24 f.

Am 22. Mai 2013 wurde ihm in Anbetracht seiner Verdienste der dänische Dannebrog-Orden verliehen.

PS: Nachzutragen ist die Mitteilung, dass Hans-Jörg Czech voraussichtlich zum 1.7.2013 die Nachfolge von Torkild Hinrichsen als Direktor des Altonaer Museums antreten wird. Czech hat in Münster, Wien und Bonn Kunstgeschichte, neuere deutsche Literaturgeschichte und Volkskunde studiert. Sein Volontariat absolvierte er bei den Staatlichen Museen Kassel, wo er an der Neukonzeption des Museums Schloss Wilhelmshöhe mitwirkte. Später wechselte er ans Deutsche Historische Museum Berlin. 2007 wurde er zum Gründungsdirektor des Stadtmuseums in Wiesbaden berufen, eines Projekts, das immer wieder aus finanziellen Gründen stockte und derzeit mal wieder auf der Kippe steht.

Zur Topografie des Verborgenen: Kriegslandschaften in Norddeutschland

Tagungsbericht

Norbert Fischer / Sabine Kienitz

Am 7. und 8. September 2012 fand an der Universität Hamburg der Workshop „zur Topografie des Verborgenen“ statt. Veranstalter waren das Institut für Volkskunde/Kultur-anthropologie und das Historische Seminar sowie der Hamburger Arbeitskreis für Regionalgeschichte (Prof. Dr. Sabine Kienitz, Prof. Dr. Norbert Fischer, Prof. Dr. Franklin Kopitzsch).

Den Einführungsvortrag hielten Sabine Kienitz und Norbert Fischer. Letzterer ging zunächst auf die Stationen der Gedächtnisforschung seit Maurice Halbwachs ein, definierte mit Pierre Nora das Konzept der Erinnerungsorte sowie mit Simon Schama den Begriff der Gedächtnislandschaft. Dieses Konzept lässt sich, so vermerkte Sabine Kienitz weiterführend, auf den Krieg und seine Folgen übertragen, wenn der Aspekt der Materialität in den Fokus rückt und damit die unterschiedlichen Objekte und vielfältigen Formen, in denen sich Krieg materialisiert und konkrete Spuren im Raum hinterlassen hat. Dies wurde zum einen am Beispiel der „Schlachtfeldarchäologie“ thematisiert, die gezielt nach den materiellen Hinterlassenschaften des Krieges gräbt, und zum anderen am Beispiel der „Trench Art“, also der Analyse von Objekten aus

Soldatenhand, die an der Front und in den Lazaretten gezielt zur Erinnerung an den Krieg produziert wurden. Daran anknüpfend eröffnete Sabine Kienitz die Forschungsperspektive, inwieweit diese Objekte in historischer Perspektive eine symbolische (Über-)Formung erfahren haben und inwieweit diese Objekte selbst wieder dazu dienlich sind, „Erinnerung“ neu zu stiften bzw. zu überformen. Denn, so die Erkenntnis: Die Dinge haben nicht nur eine symbolische Bedeutung, die über ihren rein materiellen Wert hinausgeht, sondern diese Bedeutungen selbst sind veränderlich – sie ändern sich je nach den unterschiedlichen Perspektiven, sie sind abhängig von historischen Kontexten und den jeweiligen Perspektiven und Interessen der Betrachter, Nutzer, Akteure.

Ortwin Pelc analysierte unter dem Titel „Spuren der Franzosenzeit 1806-1814 in Norddeutschland“ jene Gedenkstätten, Denkmäler und Tafeln, die bereits wenige Jahre nach der französischen Besatzungszeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Norddeutschland durch staatliche und private Initiativen entstanden. Sie waren ganz unterschiedlichen Personen und Ereignissen der Besatzungszeit gewidmet, beispielsweise dem Dichter Theodor Körner in Wöbbelin und Major Schill in Stralsund, den Kämpfen am Lübecker Burgtor 1806 und den 1813 vertriebenen Hamburgern. Als Erinnerungsorte im Sinne Noras dienten sie während des gesamten 19. Jahrhunderts und insbesondere vor dem Ersten Weltkrieg der nationalen Identifikation und Propaganda. Ortwin Pelc beschrieb detailliert Entstehung und Funktion einzelner dieser Relikte.

Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt thematisierte die Festungs- und Kriegsgeschichte von Steinburg-Krempe-Glückstadt. Sein Vortrag trug den Titel „Glückstadts Belagerung 1813/14 in der lokalen Erinnerungskultur“. Glückstadt hielt sich als zweitstärkste Landesfestung bis zum Kieler Frieden 1814. Zuvor war die Festung im Winter 1813/14 noch einmal massiv belagert und eingenommen worden. Der Vortrag rückte insbesondere die lokalen Erinnerungen in den Mittelpunkt. Sie stellen keine klassischen, gleichsam offiziellen Erinnerungsorte an die Ereignisse dar, sondern zeigen sich vielmehr im privaten Umgang mit Kriegsrelikten, wie zum Beispiel Kanonenkugeln, und deren Integration in die Topografie und Architektur von Glückstadt.

Detlev Kraack stellte die Frage nach „Bornhöved 1813 – ein schwedischer Erinnerungsort in Schleswig-Holstein?“ Das Thema spielt durch die Denkmalsetzung zum 100-jährigen Jubiläum der Ereignisse (1913), durch die Integration in den „Bornhöveder Historienpfad“ und die Dokumentation des Børnhøveder Heimatmuseums sowie nicht zuletzt durch die laufenden Planungen zum 200-jährigen Gedenken (2013) im weiteren Verlauf des 19., 20. und 21. Jahrhunderts immer wieder eine Rolle im Erinnern ganz unterschiedlicher Gruppen. Dabei verzeichnete Detlev Kraack einen steten Perspektivwechsel zwischen der lokalen und der übergeordneten Ebene und verwies

auf national geprägte Varianten von Erinnerung und Vergessen auf deutscher, dänischer und schwedischer Seite.

Silke Götsch beleuchtete unter dem Titel „Kriegslandschaften und touristische Eroberungen. Das Beispiel der deutsch-dänischen Grenzregion 1890-1914“ am Beispiel des Kriegsschauplatzes Düppeler Schanzen den je nach nationaler Perspektive unterschiedlich inszenierten Kriegstourismus. Düppel wurde um 1900 zu einem historischen Erlebniszentrum, belebt durch Elemente der Living History und des Reenactments. Historisches Kriegserlebnis wurde vermittelt durch die Kulturtechnik der Reise. In deutschen und dänischen Reiseführern – aus der Perspektive von Siegern und Besiegten – wurden national unterschiedlich aufgeladene Bilder des Krieges produziert mit dem Ergebnis einer Nationalisierung von Landschaften. Das deutsche Siegesdenkmal wurde performativ im Rahmen des Kaisermanövers 1890 genutzt, Reiseführer lieferten Interpretationsangebote und Ansichtskarten eine Gelegenheit, die Wahrnehmung des Kriegsschauplatzes vielfach zu brechen.

Klaus Schlottau beschrieb die Geschichte der 1934/35 erbauten Munitionsanstalt (Muna) Mölln als so genannte Tarnlandschaft („Tarnlandschaften. Munitionsanstalten in der norddeutschen Landschaft – die Möllner Waldstadt“). Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand die durch gezielte Landschaftsgestaltung erfolgte Tarnung des Muna-Geländes: Aus der Luftperspektive und damit der Perspektive möglicher Bombenangriffe war es nämlich im Stil einer Kulturlandschaft, im engeren Sinn der Gartenstadt, gestaltet und damit von ziviler Besiedlung kaum zu unterscheiden. Diesen Befund untermauerte Klaus Schlottau mit vergleichenden Luftaufnahmen, die eine strukturelle Verwandtschaft der Topografie von Gartenstädten und der Muna Mölln nahelegen. Die Gestaltung der Muna passte sich ein in jene NS-spezifische Ideologie von Natur und Landschaft, die vom Heimatschutzgedanken geprägt war.

Malte Thiessen referierte zum Thema „Bunker, Bombenlücken, Brandspuren — Die Stadt als Erinnerungsrahmen und Resonanzraum für Zeitzeugen“. Am Beispiel der Bombenangriffe auf Hamburg im Zweiten Weltkrieg zeigte er auf Basis von Zeitzeugeninterviews, wie der städtische Raum als Referenzrahmen für die Narrative familiärer Gedächtnisse funktionierte. Erstens dokumentierte Malte Thiessen, wie sich die Erinnerung an den „Feuersturm“ in der Stadt zeigt, beispielsweise durch eine Gedenkstätte, durch Ausstellungen in Museen oder Erinnerungsreliefs. Diese Spuren in der Topografie der Stadt, so die These, fungieren für die Überlebenden im Alltag als „Erinnerungsimpulse“. Neben diesen Formen reflektierten Gedenkens wirken zweitens Ruinen wie St. Nikolai sowie die Präsenz von Bombenlücken im Stadtbild als „Beglaubigung“ für die eigene Erinnerung. Drittens bilden die Geräusche der Stadt

(„soundscape“) einen Referenzrahmen: Feuerwehirsirenen und Probealarme wecken bei Zeitzeugen die Erinnerung an die Bombenangriffe. Resümierend stellte Malte Thiessen fest, dass der gegenwärtige Stadtraum hilft, Erinnerungen zu strukturieren und zugleich das Familiengedächtnis zu speisen.

Sylvina Zander ging unter dem Titel „Bombentrichter als landschaftliche Relikte: Der Luftangriff auf Bad Oldesloe 1945“ den Spuren des Bombenangriffs vom 24. April 1945 auf die südostholsteinische Stadt nach. Es handelte sich – verursacht durch die Funktion Oldesloes als Bahnknotenpunkt – um einen der schwersten Luftangriffe in Schleswig-Holstein während des Zweiten Weltkriegs mit über 700 Toten. Im Weichbild der Stadt zeigen sich teils bis heute die Folgen des Angriffs in Baulücken und Bombenkratern. Letztere sind inzwischen in offiziellen Karten als Biotope verzeichnet. Ein Bombenrelikt wurde museal in der Nähe des Bahnhofs als Hauptschauplatz des Angriffs aufgestellt. Das Gedenken an den verheerenden Luftangriff wurde nach dem Zweiten Weltkrieg durch ein auf dem städtischen Friedhof 1947 errichtetes, vom Bildhauer Richard Kuöhl gestaltetes Denkmal und regelmäßige Gedenkfeiern zum Jahrestag institutionalisiert. Im städtischen Rathaus ist eine Namenstafel mit den Opfern angebracht. Nach zwischenzeitlichem Verebben der Gedenkfeiern werden diese gegenwärtig auch außerhalb des Friedhofs als Erinnerungsakte wieder durchgeführt, begleitet von regelmäßigen umfassenden Presseberichten, die unter anderem Aussagen von Zeitzeugen beinhalten.

Norbert Ellermann stellte „Das Außenlager Porta Westfalica des KZ Neuengamme“ vor. Zwischen März 1944 und April 1945 befand sich auf dem Gebiet der heutigen Stadt Porta Westfalica ein auf mehrere Stellen verteiltes Außenlager des KZ Neuengamme. Dabei wurden in ehemaligen Bergwerksstollen bombengeschützte Produktionsräume für verschiedene Zweige der deutschen Rüstungsindustrie angelegt. Die KZ-Außenlager verteilten sich auf mehrere Ortschaften von Porta Westfalica. In diesem Zusammenhang sind zahlreiche landschaftliche Relikte zu verzeichnen: unter anderem Stollensysteme im Wittekinds- und Jakobsberg, Häftlingsgräber auf dem Friedhof Barkhausen, Reste der Weserbrücke (ehemals Weg der KZ-Häftlinge), Gelände des ehemaligen Pioniergerätelagers der Wehrmacht, Wohnhäuser (früher Flugzeugmotorenprüfstände), Friedhof Lerbeck (Häftlingsgräber), Wochenendhaus (früher SS-Wachbaracke) sowie mehrere Rohöltanks im Wald. Im Stadtteil Hausberge befindet sich die zentrale Gedenktafel für das Außenlager Porta Westfalica.

Lars Hellwinkel berichtete unter dem Titel „Ein Bunker als Gedenkstätte?“ über das Beispiel des „Mahnmals Kilian“ in Kiel und seinen Verein. Der ehemalige Reichskriegshafen Kiel war im Zweiten Weltkrieg aufgrund seiner Bedeutung als Rüstungs-

standort wichtiges Ziel der alliierten Luftkriegführung. Spuren der Zerstörung sind bis heute im Stadtbild sichtbar geblieben, werden aus der offiziellen Erinnerungspolitik jedoch ausgeklammert. Denkmalschutz wie auch die Gründung eines Vereins konnten die Beseitigung der Ruine des U-Boot-Bunkers „Kilian“ im Jahr 2000 nicht verhindern. Um die Erinnerung und Mahnung auch weiterhin wachzuhalten, entschloss sich der Verein einen ehemaligen Luftschutzbunker in unmittelbarer Nähe zum Hafen zu kaufen und als Mahn- und Gedenkstätte auszubauen. An diesem Beispiel verdeutlichte Lars Hellwinkel die Probleme einer Beschäftigung mit der zerstörten Stadt als Kriegslandschaft und gab Beispiele für den Umgang mit dem Bunker als Denkmal.

Thorsten Logge stellte – den mit Jörn Lindner erarbeiteten – Beitrag über „Zivile Luftschutzbauwerke – Orte einer ungeliebten gesellschaftlichen Erinnerung“ vor. Bunker sind steinerne Zeugen des NS-Regimes und stehen stellvertretend für dessen Verbrechen, da die Mehrzahl der Bauwerke von Zwangsarbeitern errichtet wurde. Reaktiviert im Kalten Krieg – unter anderem als Beispiel für personelle und institutionelle Kontinuitäten zwischen NS-Regime und der BRD – entzündeten sich an den Bauwerken vor allem in Hamburg zahlreiche Diskussionen um Wiederbewaffnung und/oder die Sinnhaftigkeit des Zivilschutzes in Zeiten eines drohenden Atomkrieges. Abseits von der politischen Ebene üben die Bauwerke den Reiz des Verborgenen bzw. Verschlusenen aus. „Bunker“ unterliegen als historische Artefakte wie auch Denkmäler dem Paradigma der Nichtwahrnehmung.

Saskia Rohde schloss die Tagung mit einem kunsthistorisch orientierten Vortrag über „Bunkerbilder. Volker Meiers verdrängte (Nach-) Kriegslandschaften“ ab. Grundlage des Beitrags waren unter anderem Volker Meiers Gemälde, Grafiken und Zeichnungen zu diesem Sujet (ca. 37 Arbeiten), kontrastiert mit Fotos anderer Autoren der von ihm festgehaltenen Bauten. Zweimal widmete sich der Hamburger Maler Volker Meier (1932-1993) dem Zweiten Weltkrieg und dem, was von ihm blieb, zum Beispiel Bunker. Meiers Bilder repräsentieren Blicke auf Bunker (unter anderem Schulweg, Feldstraße, Wilhelmsburg), die bis auf kleine Stücke strahlendblauen Himmel mit kleinen Wolken alles verdecken, sowie auch Blicke aus Bunkern – durch schmale Öffnungen in gewaltigen Wänden.

Von der Vision eines schleswig-holsteinischen Fischereimuseums in Möltenort an der Kieler Förde

Stefanie Janssen

Die Fischerei hat in dem Küstenland Schleswig-Holstein naturgemäß immer eine Rolle gespielt, hat die Küstenorte und ihre Bewohner geprägt. Selbst unter dem Aspekt, dass die Fischerei in Schleswig-Holstein nur kurzzeitig eine herausragende ökonomische Bedeutung hatte, waren die Küstenbewohner immer auf die eine oder andere Weise in dieses Berufsfeld involviert. Immerhin etablierten sich Anfang des 20. Jahrhunderts auf dem Ostufer der Kieler Förde und später in Kiel Industrien, die zu den bedeutendsten Fischverarbeitern des Deutschen Reichs gehörten. Kiel war einer der wichtigsten Standorte der deutschen Fischindustrie, 1934 wurden hier 25 Prozent aller Fischvollkonserven hergestellt. Seit den 1960er Jahren ist dieser Gewerbszweig rückläufig. Gegenwärtig befinden sich Fischerei und Fischkonsum insgesamt in der Zwickmühle zwischen gesundem Nahrungsmittel und Nachhaltigkeit. Fangquoten und Aquakulturen sollen das Gleichgewicht der Fischbestände bewahren und zugleich für genügend Fisch auf dem Teller sorgen, nicht selten zu Lasten der Fischer. Gleichzeitig werben findige Tourismusexperten und Politiker mit dem maritimen Charakter des Landes. Anfang 2009 erklärte der damalige Wirtschaftsminister Werner Marnette Schleswig-Holstein zum „maritimen Erlebnis- und Urlaubsländ“.

Schiffbau- und – so es sie denn überhaupt noch gibt – Fischindustrieanlagen bieten dem Besucher eher wenig Erlebnispotential, aber die Kutter in den Häfen lassen sich aus nächster Nähe bestaunen und manchmal sogar Fang und Fischer. Denn trotz aller Widrigkeiten gibt es sie noch immer: die Männer, die bei jedem Wetter – oft nachts – mit ihren Kuttern hinaus fahren, um – ja, um was eigentlich zu tun? Wenn sie von einer Fangfahrt zurückkehren, sehen wir von Land aus Kutter, Bojen, manchmal Netze und

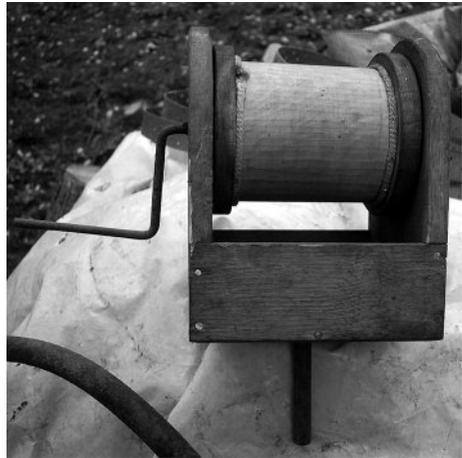


Abb. 1: Der selbstgebaute „Fischfinder“ stammt aus der Fischerfamilie Draasch, die aus Pillau nach Möltenort kam und mit diesem Gerät Fischschwärme aufspürte (Bestand Fischereimuseum Möltenort, Foto: Stefanie Janssen).

Plastikwannen mit frisch gefangenem Fisch. Was aber zuvor unter Wasser geschieht, das sehen weder Einheimische noch Touristen.

Seit dem Niedergang der Berufsfischerei ist eine zunehmende Stilisierung des Fischerberufes sowohl als Identifikationsobjekt für Einheimische wie auch als Typisierung für Touristen zu verzeichnen. Der interessierten Öffentlichkeit stehen aber nur sehr wenige Informationen über das Berufsfeld und seinen Mythos zur Verfügung. Ein spezielles Fischereimuseum gibt es derzeit in Schleswig-Holstein nicht. Das Thema wird in einigen wenigen Museen als eines unter vielen präsentiert. An der Westküste sind das: Museum am Meer in Büsum (Krabbenfang), Dithmarscher Landesmuseum in Meldorf, Nordsee Museum Husum (Walfang), Museum Helgoland (Hummerfang, Fischereigerät), Detlefsen-Museum Glückstadt (Walfang). An der Ostseeküste: Museum und Ostsee Info Center Eckernförde, Schleimuseum in Kappeln, Holm-Museum in Schleswig (Fotos Fischersiedlung), Ostholsteinmuseum Neustadt, Heimatmuseum in Heiligenhafen, Ostsee Erlebniswelt in Klaustorf bei Heiligenhafen. Das Naturerlebniszentrum Maasholm hat die Ostsee zum Thema, nicht aber die Fischerei, Aquarium und Schifffahrtsmuseum Kiel präsentieren Fische und Schifffahrtsgeschichte, liefern aber weniger Informationen zur Fischerei. Diese Bilanz ist äußerst dürftig.



Abb. 2: Eine Schlagpütz (Bestand Fischereimuseum Möltenort, Foto: Stefanie Janssen).



Abb. 3: Peekschlitten, Mulde und unterschiedliche Netze befinden sich bereits im Magazin des zukünftigen Museums (Bestand Fischereimuseum Möltenort, Foto: Stefanie Janssen).

Gegenwärtig gibt es verschiedenen Orts konkrete Überlegungen zur musealen Präsentation der Fischerei: In Eckernförde wurde im Januar 2009 der Förderverein „Alte Fischräucherei Eckernförde“ gegründet. In den Räumen der ehemaligen Fischräucherei Happ soll dort nicht nur die industrielle Verwertung der Fänge, sondern auch die Fischerei dargestellt werden.

Seit etwa fünf Jahren beschäftigt man sich auch in Heikendorf intensiv mit dem Plan, am Möltenorter Hafen ein Fischereimuseum anzusiedeln. Die Möltenorter Küstenfischerei hat eine lange Tradition, die mit der Zuwanderung von Fischern aus dem Osten nach dem Zweiten Weltkrieg erheblichen Veränderungen unterworfen wurde. Die Zahl der zugezogenen Fischer überstieg schnell die der Einheimischen. Die fremden Fischer brachten vielfach ihre Fanggeräte und vor allem ihre Boote, oft große KFK-Kutter¹, mit. Die Tatsache, dass diese Flüchtlinge – anders als zum Beispiel Landwirte, Handwerker oder Kaufleute – ihr Arbeitsgerät mitbrachten und fast sofort wieder anfangen konnten zu arbeiten, ist in der Geschichte der Flüchtlingsbewegung einzigartig.

Der Zuzug der „Flüchtlingsfischer“ veränderte nicht nur die ansässige Möltenorter Küstenfischerei, sondern auch das Siedlungsbild des Ortes erheblich. So konzentriert finden sich neue Fischersiedlungen nur noch in Heiligenhafen und auf Fehmarn.

Die Erkenntnis, dass das Wissen um den Einfluss der Fischer und ihrer Familien nicht allein auf das Berufsfeld, sondern auch auf die Entwicklung des Ortes bezüglich des Siedlungsbildes und des lokalen Alltagslebens mit der Erlebnissgeneration aussterben wird, sofern ihre Erinnerungen nicht festgehalten werden, und die Tatsache, dass nicht viel Zeit bleibt, um dieses Kulturphänomen zu dokumentie-



Abb. 4: Der Fischereischein von Gustav Spitz von 1942 (Bestand Fischereimuseum Möltenort, Foto: Stefanie Janssen).

1 Die Kriegsfischkutter waren als Hilfsschiffe der Kriegsmarine während des Zweiten Weltkriegs gebaut worden. Nach dem Krieg konnten die Kutter von den Fischern gekauft oder gepachtet werden.

ren, war der Anlass, das Projekt „Fischereimuseum Möltenort“ in Angriff zu nehmen. Im Jahr 2009 wurden daher bereits Interviews mit einigen Fischern geführt und in Bild und Ton festgehalten.

Am Beispiel Heikendorf/Möltenort lassen sich auf kleinem Raum sowohl die Geschichte der Ostsee-Küstenfischerei Schleswig-Holsteins als auch die Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg sowie gegenwärtige Entwicklungen zeigen. Hier bietet sich eine einmalige Chance, maritime Kulturgeschichte an einem plakativen Beispiel zu präsentieren.

Es wurden verschiedene Möglichkeiten diskutiert, das Thema „Fischerei in Möltenort“ in einem Museum darzustellen, z. B. chronologisch, ausgehend vom Menschen, dem Fischer oder vom Fisch.

Hauptthema einer Präsentation soll das Leben der Fischer in Möltenort sein, exemplarisch betrachtet für die schleswig-holsteinische Ostseeküste. Inhaltlich gehören dazu die Zuwanderung der Fischerfamilien aus dem Bereich der südöstlichen Ostsee, die Einflüsse auf das Alltagsleben sowie die gegenwärtige Situation der Küstenfischerei. Die Geologie der Ostsee, die Fische und die Technik, sie zu fangen, sollen gesondert dargestellt werden. Das vorläufige Konzept beinhaltet:

I. Traditionelle Küstenfischerei bis zum Zweiten Weltkrieg

Exponate: Fahrzeug, Gerät, Genossenschaftsutensilien.

Bildmaterial: historische Bilddokumente in digitalem Bilderrahmen in Postergröße, Gemälde, ein Großfoto des Hafens um 1900.

a) Was passiert unter Wasser? Fischereigebiete (Karte), Fischereimethoden und -gerät.

b) Was geschieht an Land? Wetter, Konservierung, Absatz, Genossenschaften, Fischerhäuser, Arbeiten an Land, Beteiligung der Familienangehörigen, finanzielle Verhältnisse/Rentabilität, sozialer Status.



Abb. 5: Jakob Möller beim Netze säubern 1930 (Privatbesitz Hilde Naujoks, Heikendorf).

II. Veränderungen der Fischerei durch den Zuzug der Fischer aus dem Osten

Exponate: kleinere Objekte von Fahrzeugen, „mitgebrachte“, zum Teil selbst angefertigte Gerätschaften, Fischerei- und Genossenschaftsutensilien.

Bildmaterial: historische Fotos, Filme, Postkarten, Gemälde, ein Großfoto des Hafens Ende der 1940er/Anfang der 1950er Jahre.

Ton und Bild: Interviews mit Flüchtlingsfischern.

a) Küsten- vs. Hochseefischerei: Veränderung der Fischereigeiete (Karte), Fischerei in der „alten Heimat“, Fischereimethoden und -gerät, Ausbildung der Fischer.

b) Neue Nachbarn: Zusammenarbeit/Konkurrenz, Genossenschaften, neue Fischersiedlungen, Veränderung des Siedlungsbildes im Ort, sozialer Status, Verhältnis von „Fremden“ und Einheimischen auf dem Wasser und im Ort.



Abb. 6: Einheimische Strandfischer mit ihrem Fang (Bestand Fischereimuseum Möltenort, Fotograf unbekannt).

III. Fischerei der Gegenwart

Exponate:
moderne Technik.

Bildmaterial: aktuelle Fotos, Filme, Gemälde, Postkarten, ein Großfoto eines Fischkutters heute (Innenaufnahme).

Ton und Bild:

Interviews aktiver Fischer, Film Fischfang. Fischereimethoden und -gerät heute, Fischereigeiete heute (Karte), Fangquoten und Restriktionen, Ausbildung der Fischer, Absatz und



Abb. 7: Mit dem großen Netzleger in dem kleinen Möltenorter Hafen hatte es eine ganz besondere Bewandnis ... (Foto: Gerhard Draasch, Heikendorf).

Konsum, zertifizierter Fisch, Fisch vom Kutter, Genossenschaften, Wohnsituation, Beteiligung der Familienangehörigen, Arbeiten an Land, finanzielle Verhältnisse/Rentabilität, sozialer Status.

IV. Erlebnisorientiertes Museum

Angedacht ist die Dokumentation von vier verschiedenen idealtypischen Tagesabläufen (1900 – 1946 – 1960/70 – heute): Zu jeder Epoche werden großformatige Fotos sowie Kurztexte mit Abbildungen präsentiert, über Kopfhörer sind die Geschichten der Fischer und ihrer Familien zu hören. Auf Knopfdruck lassen sich jeweils dazugehörige Filmsequenzen oder erweiternde Erzählungen abrufen. Der Besucher erfährt, wieso Hein keine Fische, sondern Steine fischte, wann Henri in silbernen Heringen badete, warum Johann sich weigerte, in Finkenwerder zu wohnen und weshalb Björn manchmal gern mit seinem Urgroßvater tauschen würde.



Abb. 8: Werkzeugkiste (Bestand Fischereimuseum Möltenort, Foto: Stefanie Janssen).

Ob es sich um den Bootsbau, die Fischindustrie, die Geologie des Ostseeraums, die Fisch- und Krebsarten oder die Techniken des Netzflickens handelt – grundsätzlich gilt für alle Bereiche, dass stets Präsentationsformen entwickelt werden, die modernen museumspädagogischen Anforderungen entsprechen. Es wird komplexes Wissen über schleswig-holsteinische Fischereikultur und den vielfältigen Lebensraum Ostsee vermittelt, gleichzeitig werden alle Themen auch spielerisch und erlebnisorientiert erschlossen.

Ein wechselndes Angebot von Aktionstagen, Forschungsfahrten, Seminaren, Filmvorträgen, Themenabenden, Spielenachmittagen etc. macht das Fischereimuseum Möltenort attraktiv für unterschiedliche Alters- und Interessengruppen, für Familien mit Kindern, für Schulklassen und für Leute mit ausgeprägten Fachkenntnissen.

Die Kooperation mit anderen Museen und meeresbiologischen Institutionen der Region sowie mit den umliegenden Schulen ist fester Bestandteil des Konzepts und garantiert einen lebendigen Ablauf des Museumsbetriebes.

Bevor ein konkretes Museum realisiert wird, ist ein vorläufiges virtuelles Museum angedacht, das das Interesse von Einheimischen und Touristen wecken und aufrechterhalten kann. Aus dem Material der bereits vorliegenden Interviews, den historischen Dokumenten und Fotos lässt sich mit relativ geringem Aufwand eine Internetpräsentation erstellen.

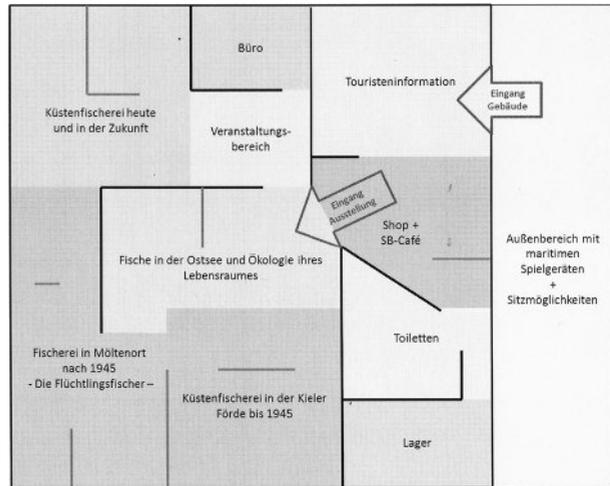


Abb. 10: Raumvorschlag für das geplante Fischereimuseum (Quelle: Machbarkeitsstudie Fischereimuseum Heikendorf, 10. Dezember 2012, S. 69).

Die Idee findet sowohl bei der Gemeindeverwaltung als auch in der einheimischen Bevölkerung starke Resonanz. Nach umfangreichen Vorrecherchen, Projektskizzen und Kontaktaufnahmen zu anderen Museen und maritimen Einrichtungen wie GEOMAR sowie zu Institutionen im Baltikum durch eine regelmäßig tagende Arbeitsgruppe wurde im Dezember 2011 der gemeinnützige Förderverein „Fischereigeschichte Möltenort“ gegründet, der nach einem Jahr bereits an die 150 Mitglieder zählte. Sie alle verbindet das Interesse an Erforschung, Dokumentation und Darstellung der Fischerei-, Hafen- und Schifffahrtsgeschichte der Region Möltenort/Kieler Förde. Im Archivräum des Vereins lagern bereits mehr als 100 Objekte, historische Dokumente und Fotos.

Laufende Forschungsarbeiten sowie Ergebnisse aus der Kooperation mit wissenschaftlichen Einrichtungen auf dem Gebiet der Fischereikunde werden in Vortragsveranstaltungen und in Form von Schriften dokumentiert. Zur Finanzierung werden Spenden und andere Finanzmittel eingeworben.

Ein Fischereimuseum in Heikendorf wäre (noch) einzigartig in Schleswig-Holstein und zugleich eine ideale Ergänzung

- zum Kieler Schifffahrtsmuseum
- zum Aquarium Kiel
- zu den Museumshäfen Kiel, Wendtorf und Stein
- zum geplanten Küstenalltagsmuseum in Wendtorf

- zur Ostsee Erlebniswelt bei Heiligenhafen
- zur Meeresbiologischen Station Laboe
- zum Feuerschiff „Læsø Rende“ mit seinen Kulturveranstaltungen und nicht zuletzt
- zum Künstlermuseum in Heikendorf.

Ein Fischereimuseum in Möltenort soll Historisches dokumentieren und erlebnisorientiert präsentieren. Es soll damit zugleich „Gedächtnis“ der Einheimischen und Anziehungspunkt für Touristen sein.

Allein der Gedanke, ein neues Museum in Zeiten leerer Kassen, die zu Schließungen einzelner Museumsabteilungen oder sogar ganzer kleinerer Museen zwingen, in Erwägung zu ziehen, mag den einen oder anderen Leser zu Recht skeptisch stimmen. Aber Ende 2012 wurde eine Machbarkeitsstudie vorgelegt, deren Kernaussage in dem hoffnungsvollen Resultat besteht, dass das Konzept prinzipiell machbar ist:

„Mit dem geplanten Thema ... konkurriert das geplante Fischereimuseum nur mit wenigen Wettbewerbern hinsichtlich des inhaltlichen Schwerpunkts, so dass eine Profilierung des Fischereimuseums über dieses Alleinstellungsmerkmal möglich, gleichzeitig aber auch nötig ist.“²

Wenig überraschend war die Forderung, den gewünschten Umfang aus Finanzierungsgründen zu verringern. Inwieweit dieser Empfehlung Rechnung getragen werden kann und muss, wird sich zeigen.

Es gibt eine Reihe von Personen aus verschiedenen Fachgebieten, die durch ihr unermüdliches Engagement, ihr Wissen und ihre Ausdauer vielleicht eine Vision wahr werden lassen und damit ein Stück maritimer und Flüchtlings- bzw. Nachkriegskultur im Gedächtnis wach halten können.

2 Machbarkeitsstudie Fischereimuseum Heikendorf vom 10. Dezember 2012, S. 30.

Ein Museum wird aufgelöst

Die Sammlung Clausen aus Dammholm

Karen Precht

Am 24. März 2012 vermachte Annemarie Clausen die Sammlung ihres Ehemannes Hans-Heinrich Clausen aus Dammholm dem Landschaftsmuseum Angeln in Unewatt. Sie übergab damit das Erbe ihres Mannes, der 1976 im Kreis Schleswig-Flensburg begonnen hatte, eine der ersten volkskundlichen Privatsammlungen aufzubauen, in eine öffentliche Einrichtung.

Bis zu seinem Tod 2002 hatte Hans-Heinrich Clausen mehrere tausend Objekte in den Wirtschaftsgebäuden seines landwirtschaftlichen Anwesens zusammengetragen. Seine Sammlung war – obwohl sie als Privatsammlung angelegt war – im Ort als „Dorfmuseum Dammholm“ ausgeschildert. Besuchern und Interessierten war die Sammlung in Dammholm jederzeit zugänglich. Sie wurde jedem, der auf den Hof kam und Interesse hatte, gezeigt und erläutert. Das Ehepaar Clausen führte ein offenes Haus und zog aus dem Kontakt mit der Öffentlichkeit viel Bestätigung.

Sammlungsbedingungen in Dammholm

Mit der Sammlerkarriere Hans-Heinrich Clausens verbunden war die 1978 in Schleswig gegründete Arbeitsgemeinschaft der volkskundlichen Sammlungen im Kreis Schleswig-Flensburg. Hier versammelten sich in den spätern 1970er Jahren noch etwa ein halbes Dutzend Männer und eine Frau, die sich dem privaten Sammeln verschrieben hatten. Die Arbeitsgemeinschaft sorgte damals wie heute für regelmäßige Zusammenkünfte, bei denen es zum einen darum ging, die jeweiligen Sammlungen vorzustellen, aber auch zugleich das Wissen über Gegenstände, Techniken etc. auszutauschen.



In der Wissensvermittlung blieben die Laiensammler nicht ohne professionelle Unterstützung. Bis in die späten 1990er Jahre hat der frühere Kustos des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums, Arnold Lühning, die Treffen der Arbeitsgemeinschaft begleitet und mit vielen Vorträgen, Filmen und thematischen Ausführungen inhaltlich gefördert.

Es war ein wesentliches Prinzip und Lebensgefühl der Anfangsjahre, dass man sich unter Gleichgesinnten fühlte und das Interesse an historischen Dingen in einer geselligen Form pflegte. Das Zusammenführen der Sammlerinnen und Sammler im Kreisgebiet war kein privates Vorgehen, sondern wurde von politischen Entscheidungsträgern forciert. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass bereits in den frühen 1980er Jahren eine ABM-Kraft gewonnen werden konnte, die die konsequente fotografische Erschließung der einzelnen Sammlungen übernehmen sollte. Auf diese Art und Weise wurde 1983/84 auch die Sammlung Hans-Heinrich Clausen in ihrem Bestand fotografisch erschlossen und ein Erstinventar wurde angelegt.

Nach mehreren Monaten der Bestandsdokumentation konnte der jetzige Museumsleiter des Landschaftsmuseums Angeln in Unewatt, Jochen Clausen, in Dammholm ein mehrbändiges vollständiges Inventarverzeichnis der Sammlung mit 1200 laufenden Objektnummern vorlegen. Die Dokumentationsarbeiten entstanden in direkter Zusammenarbeit mit dem Sammlungseigner, so dass auch die notwendigen Angaben über die Provenienz der Gegenstände mit aufgeführt werden konnten. Im Jahr 1988 waren dann von den kleineren Sammlungen im Kreisgebiet insgesamt acht Einrichtungen in ihrem Bestand katalogisiert worden.

Diese umfangreiche Detailarbeit hatte Folgen für die Zusammenkünfte in der Arbeitsgemeinschaft. 1987 wechselte man zur Vereinsform und verabschiedete eine eigene Satzung. Ziel des Vereins ist es seitdem, „den Bestand an heimatkundlichem und volkskundlichem Gerät und Gut zu sichern, für den Fortbestand der Sammlungen im Kreis Schleswig-Flensburg generell zu sorgen (und) zu gewährleisten, dass auch weiterhin ein Großteil der privaten Sammlungen der Öffentlichkeit zugänglich bleibt“.¹

Die 1980er Jahre waren für die einzelnen Sammlungsinhaber eine ausgesprochen positive und produktive Zeit. Das öffentliche Interesse an den Privatsammlungen war groß. Vertreter aus der Kommunal- und Landespolitik unterstützten und lobten die Verdienste der Einzelnen um den Erhalt des vielfältigen kulturellen, ländlichen Erbes. Selbst der frühere Kultusminister Dr. Peter Bendixen nahm verschiedentlich an Treffen teil und bekundete damit deutlich seine Zustimmung. „Sammeln“, so führte er aus,

1 Zitiert nach Jochen Clausen: 10 Jahre Arbeitsgemeinschaft der volkskundlichen Sammlungen im Kreis Schleswig-Flensburg. In: Jahrbuch des Heimatvereins der Landschaft Angeln, 52 (1988), S. 222.

„von Kunst und Gegenständen des täglichen Lebens, heute mit dem Schlagwort ‘Alltagskultur’ bedacht, ist absolut vergleichbar und gleichwertig. Private Sammler spielen eine unverzichtbare Rolle im vormusealen Bereich. Sie leisten wichtige Arbeit für die Überlieferung von Vergangenheit und Gegenwart.“²

Was von offizieller Seite verlautbart wurde, blieb nicht ohne Wirkung auf das Selbstverständnis der einzelnen Sammlungeigner: nicht mehr länger nur ein Privatvergnügen, nicht mehr nur die Freude über alte Dinge. In einem Interview, das 1998 die Verfasserin mit Hans-Heinrich Clausen führte,³ ist davon die Rede, dass das Sammeln nichts mit einem Hobby zu tun hat, sondern eine „Aufgabe für die Nachwelt ist“. Diese Aufgabe, die man bereit ist zu übernehmen, beinhaltet nicht nur, dass Dinge verwahrt werden, sondern zugleich, dass auch das Wissen über den Umgang mit den Dingen für die nächstfolgenden Generationen vermittelt wird.

Sammlungsbeginn

Wann und durch welche Ursachen oder Umstände im Leben wird man zum Sammler? Wie verlaufen Sammlerkarrieren? In der Biografie von Hans-Heinrich Clausen gab es die immer wieder erzählte – und auch von der Familie kolportierte – Geschichte des Anfangs, oder man könnte auch sagen des Endes. In ihrem landwirtschaftlichen Betrieb in Dammholm schafften Annemarie und Hans-Heinrich Clausen 1976 die Kühe ab und beendeten die Milchwirtschaft. Auf dem Hof sollte auch das nutzlos gewordene Backhaus abgerissen werden. Bei den Vorarbeiten zum Abriss fand H. H. Clausen altes Gerät und eine Grützquern, eine handbetriebene Getreidemühle, auseinandergebaut, aber wie sich später herausstellte, einigermassen vollständig.

Mit dieser Grützmühle, so schildert H. H. Clausen später den Eintritt in sein Sammlerleben, beginnt so etwas wie eine innere Umkehr. Der Modernisierungsdruck, dem er sich bislang in seinem Leben ausgesetzt sah, wird plötzlich verweigert. In seiner 1991 erschienenen Chronik über Dammholm schrieb H. H. Clausen über die Veränderungen in der Landwirtschaft: „Ab 1950 wurde die Technisierung mit großem Nachdruck vorangetrieben. Sie war so rasant, dass keine Generation nach uns jemals so eine schnelle Entwicklung wieder erleben wird (...)“.⁴

Der Hühnerstall, der längst seine ursprüngliche Funktion eingebüßt hatte, weil es keine Hühnerhaltung mehr auf dem Hof gab, bot den nötigen Platz, um die geborgenen

2 Pressemitteilung vom 17.2.1986, zitiert nach Jochen Clausen, siehe Anm. 1.

3 Interview mit Hans-Heinrich Clausen und seiner Ehefrau Annemarie am 21.12.1998. Die Abschrift befindet sich im Archiv des Landschaftsmuseums in Unewatt.

4 Hans-Heinrich Clausen: Dammholm. Die Entstehung eines Dorfes. Husum 1991, S. 127.

Gegenstände auszustellen. Über den Sammlungsaufbau berichtete H. H. Clausen 1998 in dem bereits erwähnten Interview, dass sich das Sammeln „explosionsartig“ entwickelt habe. Futtermittelvertretern – die Schweinehaltung wurde erst 1986 aufgegeben – und anderen Personen wurde der umgenutzte Raum vorgeführt. Über Mund-zu-Mund-Propaganda – berichtet H. H. Clausen – sei er zu anderen Gegenständen gekommen. Im ersten Ansatz sei es ihm darum gegangen, die vielen Gegenstände zurückzusammeln, die auf dem Clausen-Hof ausrangiert und weggeworfen worden waren: Kutschlampen, Pferdegeschirr – Gegenstände, die noch in den Zwischenkriegsjahren zum Alltagsinventar eines landwirtschaftlichen Betriebes gehörten. Der Blick auf das „Eigene“, auf die Gegenstände des eigenen häuslichen Umfelds, findet sich als durchgehendes Motiv in der Sammlung.

Dabei – so schreiben Werner Bellwald und Thomas Antonietti – sei eine Grundvoraussetzung für das museale Sammeln „das Vorhandensein eines gewissen Maßes an Distanz zum Sammlungsgut. Das heißt, dass das Sammeln von Objekten aus der eigenen Kultur erst möglich wird, wenn diese einen bestimmten Grad an Fremdheit aufweisen“.⁵ Fremdheit wurde in Dammholm erfahren, weil die Dinge begannen, ihre Selbstverständlichkeit im Alltag zu verlieren.

Im Falle der Clausen'schen Sammlung existierte 1976 ein Bündel von Veränderungen, die glückliche Voraussetzungen für einen Sammlungsbeginn legten: Zum einen setzte die Verschlankung des landwirtschaftlichen Betriebes Zeitressourcen frei. Die täglichen Melkzeiten entfielen. Die Angebundenheit an den Betrieb lockerte sich. Zugleich vergrößerte sich das verfügbare Platzangebot auf dem Hof. Die nutzlos gewordenen kleineren Gebäude verlangten – weil man sich gegen einen Abriss entschieden hatte – nach einer neuen Nutzung. Zeit- und Platzressourcen zu haben, waren wichtige Voraussetzungen für den erfolgreichen Start.

Sie alleine erklären aber längst nicht die Absicht und Motivation, warum sich jemand in der zweiten Lebenshälfte einer völlig neuen Aufgabe zuwendet, für die es zur selben Zeit im ländlichen Umfeld Dammholms keine Vorbilder gab. Es war eine sehr persönliche Entscheidung Hans-Heinrich Clausens, aus der langen Phase des Modernisierungsdrucks, der seinen Arbeitsalltag in den vergangenen Jahrzehnten bestimmt hatte, auszusteigen.

Den Folgen, die die Modernisierung in den 1960er und 1970er Jahren in Dammholm bewirkt hatten, konnte man sich nicht entziehen. Es ist sinnvoll, auch im Hinblick

5 Werner Bellwald/Thomas Antonietti: Sammler und Museen. Zum Verhältnis von Privatsammlung und Volkskundemuseum. In: Thomas Antonietti/Werner Bellwald (Hg.): Vom Ding zum Mensch. Theorie und Praxis volkskundlicher Museumsarbeit. Das Beispiel Wallis. Baden 2002, S. 48 ff.

auf den späteren Sammlungsbestand noch einmal die Veränderungen aufzugreifen, die in Dammholm – ähnlich wie in anderen Gemeinden Schleswig-Holsteins – für das Leben und den Alltag im Dorf neue Bedingungen schufen. Die Chronik über Dammholm, die Hans-Heinrich Clausen 1991 abschloss, ist hilfreich im Hinblick auf die Frage, welche Einrichtungen im öffentlichen Leben in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts zu Ende gingen und welche Neuerungen den Ort erreichten.

Durch den Bau der Kreisstraße von Satrup nach Schleswig über Dammholm veränderte der Ort sein Erscheinungsbild. Die Fotos aus der Chronik zeigen ein wüstes Bild⁶. Die Straßenarbeiten wurden 1968 abgeschlossen. Nahezu zeitgleich wurde auf der alten Kreisbahnstrecke Satrup – Schleswig, die ebenfalls über Dammholm führte, der Personenverkehr eingestellt. Wegen des schwachen Unterbaus der Strecke konnte selbst der Güterverkehr nicht in der vollen Geschwindigkeit den Ort passieren. 1975 endete auch das letzte Kapitel der Kreisbahn. Der Güterverkehr wurde eingestellt und die Strecke bald darauf vollständig abgetragen. Die Selbstverwaltung der Gemeindebelange in Dammholm hörte mit der letzten Gemeindefestung im Februar 1970 auf. Die Dammholmer Volksschule verlor 1969 ihre Schüler an die Gemeinschaftsschule in Satrup.

Zu den Verlierern der Modernisierungswelle, die in den 1960 und 1970er Jahren die Dörfer erfasste, gehörten nicht allein die kleineren landwirtschaftlichen Betriebe, sondern auch Gewerbetreibende und Handwerker. Diese Entwicklung spiegelt sich sehr deutlich in der Bestandsbildung der Dammholmer Sammlung. Aus den ersten 1200 Objekten, die in Dammholm in der Zeit zwischen 1976 und 1984 zusammengetragen wurden und im Inventar mit Angaben über den Herkunftsort verzeichnet sind, stammen 31 Prozent aller Gegenstände aus Dammholm selbst. Nimmt man aus dem engeren Umfeld weitere Nachbargemeinden hinzu, wie Esmarkwesterfeld, Havetoft und Have-



⁶ Hans-Heinrich Clausen: Dammholm. Die Entstehung eines Dorfes. Husum 1991, S. 122-124.

toftloit, Satrupkirchenholz, Torsballig, Ülsby und Ülsbyholz, so erhöht sich der Prozentsatz der Gegenstände aus der engeren dörflichen Nachbarschaft auf 55 Prozent.

Dass der regionale Bezug als Handlungs- und Sammlungsrahmen in den ersten zehn Jahren der Sammlungsgeschichte erhalten blieb, ist auch dem kontinuierlichen Einfluss von Arnold Lühning zu verdanken, der Sammlungsbestrebungen durchaus kritisierte, wenn diese sich auf andere Regionen ausweiteten. Die Übernahme von Gegenständen aus einer privaten Sammlung in Jork im Alten Land hat H. H. Clausen im Nachhinein selbst als problematisch bewertet.

Die Tendenz zu einem zügellosen Sammeln ist immer wieder in Ansätzen erkennbar. Die Tatsache, dass viele Gegenstände in kurzer Zeit in die Sammlung kamen, wurde stets als Teil der eigenen Tüchtigkeit und des Sammlungsfleißes gesehen. Die Fülle von Gegenständen war die Messlatte für die Leistungsfähigkeit des Sammelns. In dem Maße, in dem Gegenstände und Objekte in die Sammlung kamen, legitimierte, bestätigte und verfestigte sich die Rolle Hans-Heinrich Clausens als Sammler. Die Maxime „ich sammle, also bin ich“ half ihm, sich als handelnde Person nach einem arbeitsreichen Leben als Landwirt neu zu erfinden. Im bereits zitierten Interview verwies Ehefrau Annemarie darauf, dass die Sammlungsbestrebungen ihres Mannes, das Fahren mit altem Gerät, verschiedentlich bei der Damholmer Bevölkerung zu Irritationen führten. H. H. Clausen wurde in einem Zuge mit dem Schrotthändler genannt. Annemarie Clausen führte aus, dass ihr diese Einschätzung zu schaffen gemacht habe und sie durchaus gekränkt gewesen sei. Für den Sammler Hans-Heinrich Clausen blieb diese Einschätzung ohne Belang.

Über das Handwerk des Sammelns, über die Feinheiten in der Kommunikation mit Gebern hat Hans-Heinrich Clausen sich nicht geäußert. Es blieb gewissermaßen sein Sammlergeheimnis, wie Gegenstände akquiriert wurden. In diesem Zuge mag es nicht verwundern, dass das 1984 fertig gestellte Inventar vom Sammler selbst nicht fortgeführt wurde. Gesammelt wurde trotzdem lebhaft und ausführlich. Auch änderten sich die Wege, auf denen er zu den Dingen gelangte. Geld spielte in der Akquisition der Sammlungsgegenstände eine große Rolle. Darüber zu reden oder Buch zu führen war ein Tabu. Insbesondere in den späten 1980er Jahren stießen Flohmärkte in Schleswig, Flensburg und Rendsburg auf ein großes Interesse beim Sammler Clausen. Mit der Wende und der Öffnung der innerdeutschen Grenze bot sich für den routinierten Sammler Clausen auf den Flohmärkten ein neues Sammlungsfeld, das er aufmerksam sichtete und nutzte.

Welche Gegenstände über Flohmarktankäufe in die Sammlung kamen, lässt sich heute nicht mehr darstellen. Fest steht allerdings, dass die regionale Ausrichtung der

Sammlung in den 1980er Jahren nicht mehr mit derselben Intensität wie in den Jahren zuvor eingehalten wurde, nur die Beschränkung auf Alltagsgeräte aus Handwerk sowie Haus- und Hofwirtschaft blieb erkennbar.

Es gehört zu den Mysterien der Sammler, dass die einmal eingeschlagene Passion des Sammeln ein Leben lang anhält und in den wenigsten Fällen zu Lebzeiten aufgegeben wird. In Dammholm sammelte H. H. Clausen in den letzten Jahren seines Lebens nur noch wenige Alltagsgeräte, was daran liegen mag, dass in seinem häuslichen Umfeld die Raumkapazitäten schwanden. Stattdessen sammelte er jetzt mit derselben Akribie und Sorgfalt, mit der er sich einst den Geräten des Ackerbaus gewidmet hatte, Steine, die er auf den frisch gepflügten Äckern fand. Die Fundstücke stellte er unter freiem Himmel im Innenhof seines Anwesens aus. In den letzten Jahren vor seinem Tod 2002 kamen nur noch vereinzelt Objekte in seine Sammlung.

Deutlich hat H. H. Clausen immer wieder betont, dass der Wert seiner Sammlung nur vor dem direkten Umfeld seiner Heimatgemeinde Dammholm verstanden werden kann. Sein größter Wunsch, die Sammlung auch nach seinem Tod in Dammholm zu belassen, hatte zur Folge, dass sich nach seinem Ableben 2002 sehr bald um das Dorfmuseum Dammholm ein eigener Förderverein gründete. Dieser übernahm bis 2012 zusammen mit der Witwe Annemarie Clausen die Sammlungsbetreuung, war zuständig für Besucherbetreuung, Pflege und Unterhaltung der Sammlung. Nach zehn Jahren der Kooperation entschloss sich Annemarie Clausen entgegen dem Willen ihres verstorbenen Mannes, die Sammlung in öffentliche Hände zu geben.

Der Umzug

Die Witwe verstarb im Juli 2012. Die Umzugsarbeiten begannen – wie im März 2012 beim Schenkungsakt festgelegt – im August 2012. In mehreren Wochen wurde der gesamte Sammlungsbestand von Dammholm ins neu angemietete Magazin nach Langballig geschafft. Die Mitarbeiter des Landschaftsmuseums konnten – zumal bei laufender Museumssaison – den Umzug nicht aus eigener Kraft stemmen. Für den Transport der schweren Ernte- und Eisengeräte wurde für wenige Tage ein Flensburger Umzugsunternehmen beauftragt.

Als glücklicher Umstand erwies sich, dass Inger Banse, Studentin aus dem Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde in Kiel, für August und September 2012 gewonnen werden konnte und zusammen mit Jonathan Mohr, Geographiestudent an der Universität Flensburg, wichtige Dokumentationsarbeiten vor dem Umzug erledigte.

Der erste Eindruck der jungen Studierenden ist bezeichnend. Inger Banse schrieb in dem Abbautagebuch, das während des Umzugs geführt wurde:

„Man kann gar nicht alles aufnehmen bei dem ersten Rundgang, gar nicht alles erfassen. (...) ich erkenne nicht genau, welche Geräte/Pflüge zusammengehören, weil sie so eng stehen und sie fast ineinander übergehen. Von außen sieht es unscheinbar aus und man erwartet nicht diese Massen, die sich drinnen verbergen.“

Kistenweise verließen die Objekte die Hofgebäude in Dammholm. Vor jedem Einräumen wurde ein Dokumentationsfoto vom jeweiligen Präsentationsabschnitt gemacht. Die kleinen Gegenstände konnten vorsortiert werden. Es war möglich, nach Sachthemen zu arbeiten. Die großen Geräte hingegen mussten von der Umzugsfirma bewegt werden, was zur Folge hatte, dass trotz großer Sorgfalt die Dokumentationsstandards nicht überall eingehalten werden konnten.

Die Erfahrung zeigt, dass auch in der Art und Weise, welche Dinge zusammen ausgestellt wurden, Hinweise enthalten sind. Sorgfalt zahlt sich in jedem Fall aus, auch wenn damit Zeitverzögerungen einhergehen. Die Situation in Dammholm nahm von Tag zu Tag größere Dimensionen an. Der Hofplatz war vollgestellt. Die Großgeräte warteten auf den Abtransport mit dem Lkw mit Ladekran. Schwere unhandliche Dreschmaschinen mussten bewegt werden. Viele der Objekte offenbarten – einmal an das Tageslicht gekommen – erheblichen Holzwurmbefall oder bereits weiter fortgeschrittene Schäden.

Der Katalog der Aufgaben, die nach dem Umzug zu erledigen sein würden, wurde von Tag zu Tag länger und länger. Als unscheinbares, aber nützliches Hilfsmittel diente das Umzugstagebuch dazu, das Notwendigste überhaupt festzuhalten. Bereits vor dem Umzug der Sammlung von Dammholm nach Langballig war in der Programmplanung für 2013 vorgesehen worden, dass die Sammlung Clausen im Landschaftsmuseum so gleich vorgestellt werden sollte.

Abgesehen von immer wieder schnell notierten Ideen und Assoziationen, welche Themen sich für die Präsentation in Unewatt anbieten würden, gab es bis zum Ende des Jahres 2012 keine Vorstellung, wie die Sammlung gezeigt werden könnte. Der Umzug endete am 10. September, es blieben noch ein Erntewagen, zwei Pflüge, eine Transmission, eine Beiztrommel, eine Windfege, eine Häckselmaschine und eine Handkarre zu transportieren, dann hatte das Dorfmuseum Dammholm seine Heimat mit allem Hab und Gut verlassen.

Ein Neubeginn

In den Magazinräumen in Langballig, in denen die komplette Sammlung Clausen untergebracht wurde, stockten durch den langen und kalten Winter die weiteren Erschließungsarbeiten an dem Sammlungsbestand. Gleichwohl musste zur neuen Museums-

saison auf die Sammlung aufmerksam gemacht werden. Es hatte im Vorfeld des Umzugs, als Reaktion auf die Schenkung, die Zusage seitens der Museumsleitung gegeben, dass schon in der Museumssaison 2013 Dinge aus der Sammlung Clausen gezeigt werden sollten.

Ohne überhaupt einen Überblick über den Sammlungsbestand zu haben, war dieses Vorhaben sehr spontan und unsicher. Eine Präsentation der Sammlung im Landschaftsmuseum in Unewatt musste deshalb zwangsläufig andere Wege gehen und zulassen können, dass Themen- und Objektauswahl zufällig und willkürlich getroffen wurden.

Es konkretisierte sich im Februar 2013 die Idee, die Sammlung in einem themengebundenen ABC zu präsentieren. Nach den 24 Buchstaben des Alphabets (die Buchstaben X und Y entfielen) wurden 24 Themen, Objektgruppen und Einzelobjekte zusammengetragen. Die Präsentation sollte zudem in Ausschnitten auf allen fünf Museumsinseln des Landschaftsmuseums gezeigt werden.

Dass in den fünf Museumsgebäuden unterschiedliche räumliche Bedingungen herrschen, machte die Zuordnung der Themen manchmal etwas schwierig. Zudem sollten Dammholmer Sammlungsgegenstände sich im Idealfall auf allen fünf Museumsinseln ergänzend an die vorhandene Dauerausstellung annähern. Das ABC wurde als stilistisches und gestalterisches Prinzip auf allen Standorten durchgesetzt. Mehrfach war im Langballiger Magazin der Objektbestand durchkämmt worden. Themen und Objekte wechselten mehrfach. Die Minimalforderung an die Präsentation hieß, dass die Auswahl der Gegenstände zumindest das weitläufige Sammlungsinteresse von Hans-Heinrich Clausen widerspiegeln müsse.

Schließlich verfestigten sich die Themen in nachstehender alphabetischer Abfolge, in Klammern sind ihre Standorte im Landschaftsmuseum genannt: **A**ckergeräte (Christesen-Scheune), **B**unzlauer Ware (Marxenhäuser), **C**lausen, **D**ammholm (Marxenhäuser), **D**rachten (Buttermühle/Wassermühle), **E**isenguss (Christesen-Scheune), **F**allen (Räucherei), **G**rütmühle (Christesen-Scheune), **H**errenfahrrad (Christesen-Scheune), **I**nhaliergerät (Marxenhäuser), **K**ornsäcke (Windmühle), **L**ärmgeräte für die Jagd (Räucherei), **M**ilchkannenwagen für Hundezug (Marxenhäuser), **N**agelbild (Nebengebäude Buttermühle), **O**bstpressen (Buttermühle), **P**etroleumgeräte (Marxenhäuser), **Q**uetsche (Buttermühle), **R**eisegepäck (Nebengebäude der Buttermühle), **S**chuhe und **S**tiefel (Marxenhäuser), **T**orfgeräte (Christesen-Scheune), **U**rkunden (Nebengebäude der Buttermühle), **V**iehschere (Christesen-Scheune), **W**äschegeräte (Buttermühle), **Z**entrifuge (Buttermühle).

Mit dem ABC wurde nur kurz und schlaglichtartig die Aufmerksamkeit auf unterschiedliche Bereiche der Sammlung gerichtet. Es wurde der Fülle der Themen Rech-

nung getragen, auch den sehr unterschiedlichen Bereichen, denen sich Hans-Heinrich Clausen mit seiner Sammlungstätigkeit verpflichtet gefühlt hat. Nicht eingegangen wurde mit dieser „schnellen“ Präsentation auf den eigentlichen Wert der Sammlung. Die Herkunft der Gegenstände aus Dammholm und der Umgebung bleiben hierbei unerwähnt.

Das Ziel, in Unewatt daran zu erinnern, dass die Sammlung Clausen in öffentliche Hände gegangen ist, mag erreicht worden sein. Ob damit zugleich ein neues Interesse an der Sammlung geweckt werden kann, ist zweifelhaft, und auch ob ein weiteres ABC im nächsten Jahr gezeigt werden könnte, ist noch nicht geklärt. Solange die Dokumentation der Sammlung jedoch aussteht, werden Lösungen solcher Art nur die halbe Wahrheit vermitteln können.

Innerhalb der Region Schleswig-Flensburg ist das vermehrte Aufkommen von kleineren Dorf Museen und privaten Sammlungen ein Zeitphänomen der 1970er und 1980er Jahre. Auch die Sammlung Clausen gehörte dazu. Das Landschaftsmuseum Angeln hat in den vergangenen zehn Jahren aus seiner Verpflichtung heraus, für den Fortbestand der kleinen Sammlung sorgen zu wollen, bereits vier Sammlungen in den Museumsbestand übernommen. Die fünfte und letzte Sammlung aus Dammholm ist die größte und umfangreichste. Es wäre einen Versuch wert, den Prozess der Eingliederung der Dammholmer Sammlungsgegenstände stärker öffentlich zu thematisieren, auch um das Selbstverständnis des Landschaftsmuseums und seine Beziehung zu den vielen Privatsammlungen neu zu interpretieren.

Ausstellung „Schöne Grüße aus Singapur – Seefahrt und Familie“: Teilprojekt Filminterviews

Melanie Zühlke

Die Seefahrt prägt, wie wahrscheinlich kaum ein anderer ziviler Beruf, das Familienleben. Ein Grund ist die klare Trennung zwischen Beruf und Familie. Es wird gearbeitet und ein Elternteil ist folglich nicht zuhause. Oder die Person ist wieder an Land, arbeitet nicht täglich und verfügt über viel Zeit für die Familie. Die heutigen Kommunikationstechnologien vermitteln den Seefahrerfamilien die Gewissheit, stets erreichbar zu sein. Die An- und Abwesenheit der Fahrenden birgt dabei eine Vielzahl an Vor- und Nachteilen, die jeweils unterschiedlich empfunden werden. Das ergaben Gespräche und E-Mails mit Angehörigen aus Seefahrerfamilien, die während der Recherche für eine Ausstellung erfolgten.

Als Basis und zentraler Bestandteil der Ausstellung „Schöne Grüße aus Singapur – Seefahrt und Familie“ wurden als Teilprojekt Filminterviews durchgeführt. In der Ausstellung wird hauptsächlich der Wandel der Kommunikation von den 1950er Jahren bis heute thematisiert. Weitere Schwerpunkte bilden Abschied, Trennung, Wiedersehen, Alltag, Feste und Geschenke.

Das Kieler Kinderkulturbüro konzipierte und gestaltete diese Wanderausstellung für norddeutsche Schiffahrtsmuseen.¹

Unerwartet zeitaufwendig gestaltete sich die Suche nach den Interviewpartner/innen. Zügig legten Katja Stark und ich die acht Fragen für das Interview fest. Die Interviews bestanden aus offenen Fragen. Für die Auswahl der Interviewpartner/innen galten zunächst fünf Kriterien: das Bundesland, der Zeitrahmen, die Staatszugehörigkeit BRD/DDR, das Geschlecht und die Tätigkeit in der Handelsschifffahrt.

Dadurch, dass die Ausstellung in den fünf norddeutschen Bundesländern zu sehen sein wird, ergab sich für uns das Ziel, aus jedem dieser Bundesländer eine Familie zu interviewen. Der regionale Bezug dient dabei der Identifikation und zieht regionale Besucher/innen in das jeweilige Museum.

Ein Kriterium bei der Auswahl der Interviewpartner/innen war, einen Zeitraum von rund 60 Jahren abzudecken. Wichtig war außerdem, eine Familie zu finden, die die



Abb. 1: Das Logo der Ausstellung (Entwurf: Julian Klinner).

¹ Die Ausstellung wurde im Deutschen Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven am 18. Juni 2013 eröffnet. Sie wandert 2014 u.a. nach Flensburg und Rostock.

Seefahrt in der DDR aktiv erlebt hatte. Dieses Kriterium beeinflusste wiederum den Zeitraum.

In der Ausstellung sollen einerseits die Perspektive von Seefahrerkindern und andererseits die Perspektive des abwesenden Elternteils gegenübergestellt werden. Ein Kriterium war folglich, eine Frau, die Kinder hat und trotzdem zur See fährt, zu befragen.

Dabei haben wir uns auf die Handelsschifffahrt konzentriert. Zunächst schien die Suche sehr einfach zu sein: Am Projekt beteiligte Museen sagten Unterstützung zu und die Resonanz im Freundes- und Bekanntenkreis war groß. Im Grunde kannte jede von mir angesprochene Person eine Seefahrerfamilie. Selten war die Antwort negativ. Manchmal wurde die Anfrage gleich am nächsten Tag wieder aufgegriffen, weil jemandem „unter der Dusche“ eine Kapitänstochter einfiel oder es nach mehreren Wochen hieß: „Ach, übrigens, ich kenne doch einen Seefahrer ...“.

Ich nutzte meine Netzwerke, um nach Seefahrerfamilien zu fragen. Scheinbar überall wimmelte es von Seeleuten:

„Meine Nachbarin war mit einem Seemann verheiratet.“

„Mein Nachbar ist Kapitän.“

„Mein Onkel fuhr zur See und hat zwei Söhne, genau in dem Alter der Zielgruppe.“

„Der Mann meiner Kollegin fuhr zur See.“

„Ein Verwandter meines Freundes fuhr zur See.“

„Einer meiner Schüler fährt zur See.“

„Ein Patient von mir fährt zur See.“

„Ein Freund von mir hat in der DDR seine Schiffsmechanikerausbildung gemacht.“

Im späteren Verlauf engagierten sich immer mehr Menschen aus unserem Umfeld an der Suche, die sich über ein halbes Jahr erstreckte. Wir standen zudem in Kontakt mit Reedereien und Vereinen.

Zum Schluss verfügte ich über eine Liste mit rund 70 Kontaktpersonen. Manche kamen von vornherein nicht in Frage, weil die Kinder die aktive Seezeit nicht miterlebt hatten. Ihre Väter wechselten zum Beispiel nach kurzer Zeit in den Landbetrieb oder gaben bereits zur Familiengründung die Seefahrt auf.

Aus verschiedenen Gründen war es schwierig, die passenden Interviewpartner/innen zu finden, so dass wir unsere Auswahlkriterien später den Gegebenheiten anpassen mussten. In Schleswig-Holstein und Hamburg standen uns viele Rentner zur Verfügung. Da wir bereits einen Flensburger für das Interview gewinnen konnten, lehnten wir alle anderen Schleswig-Holsteiner aus dieser Altersgruppe zunächst ab. Mit

dem Flensburger Gesprächspartner deckten wir den Zeitraum von 1965 bis 1974 ab. Sein ältester Sohn stellte allerdings im Vorfeld fest, dass er kaum Erinnerungen an die Zeit habe, und so begannen wir das Filminterview bereits mit einer Ausnahme.

Ebenfalls über einen Museumskontakt fanden wir in Mecklenburg-Vorpommern eine Kapitänsfamilie. Ideal war, dass der Vater von 1962 bis 2009 zur See fuhr und wir damit Zeitzeug/innen aus der DDR hatten. Seine beiden Töchter hätten sogar gern am Interview teilgenommen, aus terminlichen Gründen konnte sich jedoch nur eine beteiligen.

Nachdem wir mit zwei Interviews bereits drei Kriterien abgedeckt hatten (Zeitraumen, zwei Bundesländer, Staat BRD/DDR), blieb die Suche dennoch kompliziert. Absagen und Rahmenbedingungen führten nach vier Monaten zu einer Anpassung der Auswahlkriterien.

„Sind Sie seriös?“

Wesentlich ist es für uns, zwei Perspektiven in der Ausstellung zu zeigen: die des Vaters und die des Kindes. Die Zielgruppe der Ausstellung sind Kinder zwischen zehn und 14 Jahren. Kinder verschiedener Altersgruppen für das Projekt zu gewinnen, war besonders schwer. In einem Fall lehnte ein Vater mit der Erklärung ab, seine Töchter würden nicht einmal zu Weihnachten Gedichte aufsagen. Ein neunjähriger Sohn hatte schlicht kein Interesse, ein anderes Mal hatte die erwachsene Tochter aus beruflichen Gründen keine Zeit. Es wurde nach einem Honorar gefragt und eine Mutter wollte wissen, ob der Verein seriös sei. Manche wiederum lehnten ab, weil sie meinten, sie würden sich nicht mehr daran erinnern, wie es war, als ihr Vater in den 1970er bzw. 1980er Jahren zur See fuhr.

Nachdem einige Absagen damit begründet wurden, sich nicht vor einer Kamera zu äußern, boten wir an, nur den Ton aufzunehmen. Ich betonte, dass es sich nur um eine



Abb. 2: Singapur ist die größte Containerhafenstadt der Welt (Foto: Lotte Grenz).

kleine Digitalkamera handele, wir nur zu zweit kommen würden und versuchte so genau wie möglich den Ablauf zu schildern. Von dem Angebot, nur den Ton aufzunehmen zu lassen, machte später keine Person Gebrauch. Wer sich zur Teilnahme entschied, war gleichzeitig zum Filminterview bereit.

**„Als Mann ist es schon schwer.
Und gerade als Mutter die Kinder zurückzulassen ...“**

Die Suche nach einer Frau, die Kinder hat und trotzdem zur See fährt, haben wir aufgegeben. Ich hörte von zwei norddeutschen Frauen, konnte jedoch keinen Kontakt aufnehmen. Ein Kapitän hatte über den „Küstenfunk“ in der Reederei von einer seefahrenden Frau mit Kindern gehört. Er konnte es sich nicht vorstellen, dass eine Mutter zur See fahren würde. Ein anderer berichtete mir von einer Frau, deren



Abb. 3: Interviewaussage eines Kapitäns: „Kulturell und landschaftlich ist die Stadt Singapur sehr schön und sauber, trotz der vielen Einwohner. Wir alle freuen uns sehr, wenn wir in Singapur sind“.

Mann während ihrer Abwesenheit für die Kinder sorgte.

Mit dem Präsidenten der DSR-Seeleute e.V.² telefonierte ich in der Hoffnung, dass er von einer seefahrenden Mutter aus der DDR wisse. Es fuhrten zwar zahlreiche Frauen zur See (als Stewardessen und Funkerinnen), ihm war jedoch keine Mutter bekannt. Es schien ihm möglich, allerdings unpassend für das sozialistische Mutterbild: unmoralisch und ein Sittenverfall, als Mutter die Kinder zurückzulassen.

Ich nahm Kontakt zu dem Berufsverband Frauen zur See e.V. auf. Die Schweizer Vorsitzende freute sich über meine E-Mail, denn eine Hamburger Funkerin³ hatte sich bereits mit ihr in Verbindung gesetzt und von unserem Projekt berichtet. Die Schwei-

2 DSR = Deutsche Seereederei, gegründet 1952 als VEB Deutsche Seereederei Rostock. Fahrensleute der ehemaligen Handelsflotte haben 1995 den Verein gegründet.

3 Ich erhielt von einer ehemaligen Funkerin aus Hamburg eine E-Mail, die jedoch an Land blieb, nachdem ihre Kinder geboren wurden. Ihr Mann hatte im Lotsenchor unsere Anfrage erhalten, die er wiederum über zwei Ecken bekam.

zerin ist alleinerziehende Mutter und fährt zur See. Sie bot an, in ihrem Verein eine Rundmail zu verschicken, gab mir allerdings wenig Hoffnung, denn die seefahrenden Mütter hätten alle wenig Zeit.⁴

Kaum deutsche Seefahrer, kaum deutsche Kollegen

Bei den Gesprächen fragte ich auch nach (Ex-)Kollegen. Die Annahme, dass ein Seefahrer Kollegen empfehlen kann, war jedoch nur bedingt richtig. Denn die Mannschaften sind im Vergleich zu vor 40 bis 60 Jahren kleiner und internationaler. Auf einem Schiff fahren, je nach Größe, heute ca. acht bis 20 Personen. Vor rund 50 Jahren bestand die Mannschaft aus etwa 35 Personen, die meisten kamen aus Deutschland. Heute ist es oft so, dass nur ein bis zwei Deutsche an Bord sind. Die unteren Mannschaftsgrade kommen meistens überwiegend aus Asien (oft Philipinos). Die Offiziere und Kapitäne stammen dagegen oft aus Polen, der Ukraine und Russland.

Einer unserer Interviewpartner absolvierte Mitte der 1990er Jahre ein Nautik-Studium in Bremen. Sein Jahrgang galt mit zwölf Studenten als das „Starsemester“, denn durchschnittlich lag die Zahl bei 4,5 Studenten. Innerhalb von vier Jahren fuhren aus seinem Semester nur noch zwei Männer zur See. Heute sind 30 Studierende in einem Semester eingeschrieben. Die Anzahl der potentiellen deutschen Interviewpartner ist dennoch äußerst niedrig. Der Anteil der deutschen Fahrensleute bei einer deutschen Reederei liegt teilweise bei nur einem Prozent.⁵

Ich fragte unseren Rostocker Interviewpartner nach Rat, und er empfahl mir den Verband Deutscher Kapitäne und Schiffsoffiziere e.V. Ich telefonierte mit den Vorsitzenden von zwei Ortsvereinen, die sehr hilfsbereit waren. Sie gaben jedoch zu bedenken, dass in den Vereinen die Rentner am aktivsten sind. Der Lübecker Ortsvereinsvorsitzende verschickte umgehend eine Rundmail.⁶ Dem Rostocker Vorsitzenden fiel sofort seine Tochter als Interviewpartnerin ein, bei der er für mich für ein Filminterview anfragte.

4 Die Anzahl der seefahrenden Frauen ist dabei relativ gering: „Für Frauen, die vor 30 Jahren zur See fahren wollten (Ausnahmen nicht berücksichtigt), war klar, dass sie den Kinderwunsch abhaken mussten. Wohingegen z. B. die beiden Gastgeberinnen sich das Recht herausnahmen, zur See zu fahren und Kinder zu haben.“ Aus: 22. Workshop Schweiz (Basel/Winterthur) 27.04.-29.04.2012: <http://www.frauen-zur-see.de/ws.html> (23.04.2013).

In Deutschland gab es 2011 zum Beispiel fünf Kapitäninnen. Vgl. ZEIT ONLINE: Allein unter Männern: <http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2011-06/nautik-studium-frauen/seite-2> (23.04.2013).

5 Mein Kontaktmann bei einer Reederei mit 6.800 Beschäftigten verfügte über eine Liste mit 60 potentiellen Interviewpartnern und sagte, es sei leichter, wenn er vorher mit den Kollegen spreche, als dass ich alle einzeln abtelefonieren würde.

6 In Lübeck gibt es 27 fahrende Kapitäne und Offiziere, die in dem Verein Mitglied sind.

Nun hatten wir auf einmal mehrere Optionen: Kapitänstochter verheiratet mit einem seefahrenden Maschineningenieur, dessen Vater ebenfalls Seefahrer ist, Mutter von Kindern im Alter unserer Zielgruppe. Wir führten letztendlich mit dem Vater und den beiden Zwillingstöchtern ein Filminterview. Damit hatten wir eine zweite Familie aus Mecklenburg-Vorpommern. Aus Schleswig-Holstein fanden wir ebenfalls eine zweite Familie. Das Ziel, aus jedem Bundesland eine Familie zu finden, rückte in den Hintergrund, da sich die Zusagen nur mühsam ergaben.

Ein kleine Hürde bei der Suche war, dass manche Väter in dem Zeitrahmen gerade zur See fuhren. Nachdem wir nun endlich vier Familien interviewt hatten, ein potentieller Interviewpartner noch unterwegs war und die Zeit drängte, entschieden wir uns für ein fünftes Interview mit neuen Fragen. Ich hatte mit einem Lotsen telefoniert, dessen Sohn sich an die aktive Seezeit des Vaters nicht mehr erinnern konnte. Der Lotse reflektierte jedoch außerordentlich gut die Veränderungen in der Seefahrt mit Bezug auf die Familiensituation. Seine Aussagen passten optimal zu unseren vorherigen Schlussfolgerungen.

„Klappe“

Alle Teilnehmer/innen erhielten im Vorfeld schriftlich die Fragen. Ihnen wurde zugesichert, dass es keine Zwischenfragen gebe und sie den fertigen Film zugeschickt bekommen würden. Erst nach ihrer Freigabe wird er in der Ausstellung zu sehen sein. Die meisten Teilnehmer/innen tauschten sich mit ihren Familienangehörigen über die Fragen aus und bereiteten sich so auf das Interview vor.

Wir interviewten an sechs Terminen neun Personen. Der Dreh fand, bis auf eine Ausnahme, zuhause bei den Familien statt. Es gab meistens ein Warm-up, zum Beispiel bei einem morgendlichen Termin mit einem ausgiebigen Frühstück. Während Mirja Schellbach Licht und Kamera in Position brachte, erzählte ich meistens vom Kieler Kinderkulturbüro, der geplanten Ausstellung und erläuterte den Ablauf des Filminterviews.

Bei dem Interview mit den 12-jährigen Zwillingen fiel das Warm-up zu kurz aus und wir nahmen uns vor, beim nächsten Mal unbedingt mehr Zeit zum Kennenlernen bei Treffen mit Kindern einzuplanen. Vor und nach den Filminterviews unterhielten wir uns oft noch mit den Familien über die Seefahrt.

Wir ließen die Beteiligten selbst entscheiden, ob sie bei der gesamten Aufnahme anwesend sein wollten. Jede Frage nahmen wir, außer bei technischen Problemen, nur einmal auf.

Unsere Seefahrerfamilien

Uns war von vornherein klar, dass wir mit unserem Projekt nicht herausfinden würden, wie die Seefahrt ist, sondern nur, wie sie sein kann. Jeder empfindet es anders. Die Familiensituation spielt dabei eine maßgebliche Rolle. Unsere Filminterviews und die Inhalte der Ausstellung sind nicht repräsentativ und allgemeingültig. Zufällig haben wir nur Töchter interviewt, zufällig waren es in dieser Konstellation alles intakte Familien. Unter den Gesprächspartner/innen, die ergänzend zu den Filminterviews Informationen aus ihrem Leben preisgaben, gab es auch Mitglieder von Scheidungsfamilien.

Der Beruf des Vaters spielte bei der Suche nach Filminterviewpartnern keine Rolle. Ob der Vater auf der Brücke oder im Maschinenraum arbeitet, kann sich zwar auf die Familiensituation auswirken, doch das vertiefen wir nicht speziell.⁷ Mal ist der Vater die einzige Person in der Familie, die zur See fährt, mal kommen sowohl die Ehefrau als auch der Ehemann aus Seefahrerfamilien.

Wir hatten im Vorfeld festgelegt, dass wir nur die Vater-Kind-Perspektive und nicht das Verhältnis der Eltern thematisieren wollten, schließlich ist die Beziehung der Eltern zueinander ein weiteres Thema.⁸ Die Ehefrauen haben allesamt ihre Männer mindestens einmal auf See begleitet. Ihre Berichte fanden wir ebenso interessant und informativ, doch werden sie in der Ausstellung nicht berücksichtigt.

Filmschnitt

Beim Filmschnitt sahen wir immer wieder unsere Interviewpartner/innen und fühlten uns ihnen nahe. Sie waren für uns monatelang präsent. Wir waren dagegen nur einmal bei ihnen zuhause und haben mit den meisten Personen danach zunächst keinen Kontakt gehabt. Die einzelnen Filme umfassen fünf bis 35 Minuten. Aus der Fülle des Materials haben wir eine kleine Auswahl getroffen und fünf Filme mit einer Länge von zwölf bis 15 Minuten zusammengeschnitten. Beim Schnitt stellte sich heraus, dass es sinnvoller ist, die Reihenfolge der Fragen⁹ zu ändern. Zur Verfügung stehen in der

7 Insbesondere bei Kapitänen taucht das Thema „Bestimmer“ auf: Er ist der Bestimmer an Bord, seine Ehefrau die Bestimmerin zuhause. Das kann zu Konflikten führen, wenn er zuhause Entscheidungen treffen möchte und erkennt: „Hab’ ich hier gar nichts zu sagen?!“

8 So gab es beim Warm-up eine Situation, in denen der Kapitän uns sagte, er wäre mit seiner Frau immer einer Meinung bei der Erziehung gewesen. Ihr Blick teilte uns das Gegenteil mit.

9 Film 1:

Was verbindest Du mit der Seefahrt? / Wie sind Sie zur Seefahrt gekommen?

Was ist das Schönste an der Seefahrt?

Film 2:

Beschreibe einen Abschied von Deinem Vater. / Beschreiben Sie einen Abschied von Ihrer Familie.

Ausstellung fünf Monitore mit Abspielgeräten. Der Lotsenfilm wird auf einem Monitor abgespielt. Auf den anderen vier Monitoren werden jeweils zwei Fragen und Antworten laufen. Nacheinander, immer in der gleichen Reihenfolge, antworten die Interviewten. Die Fragen werden einmal zu Beginn eingeblendet. Als erstes lassen wir eine Tochter zu Wort kommen, die jede Frage in ihrer Antwort aufgreift.

Was ist das Schönste an der Seefahrt?

Unsere Interviewpartner erzählen von Weihnachten an Bord, mal abenteuerlich mit selbst gefällttem Baum in Kanada, mal behangen mit selbst gebasteltem Schmuck aus Toilettenpapier, von feinfühligem Funkern, die 200 Telegramme empfangen und denjenigen, für die keins dabei war, selbst einen Weihnachtsgruß schrieben. Sie haben früher sehnsüchtig Briefe erwartet. Heute kann es vorkommen, dass einer dutzende Postkarten für die ganze Besatzung kauft, während alle anderen an Bord bleiben, weil sie keine Zeit mehr für den Landgang haben. Später wirft der Lotse die Karten ein. Es gibt unvergessene Enttäuschungen über den Verlust eines sehr dicken selbst gebastelten Briefes, der nie den Vater erreichte und womöglich gestohlen wurde. Beim Verfassen von E-Mail wird praktischerweise der Textkörper für alle Empfänger verwendet und nur individuelle Sätze hinzugefügt. Das Internet ist so selbstverständlich, dass heute schon täglich eine E-Mail erwartet wird.

Mitbringsel sind nach wie vor von Bedeutung und sollen oft etwas Besonderes sein, was es hier nicht zu kaufen gibt. Die Verbindung zur „großen weiten Welt“ sensibilisiert dafür, woher die Waren kommen.

Beschreibe ein Wiedersehen mit Deinem Vater. / Beschreiben Sie ein Wiedersehen mit Ihrer Familie.

Film 3:

Beschreibe die Kommunikation mit Deinem Vater. / Beschreiben Sie die Kommunikation mit Ihrer Familie.

Womit hast Du Deinem Vater eine Freude gemacht und womit hat er Dir eine Freude bereitet? / Womit haben Sie Ihren Kindern eine Freude gemacht und womit haben Ihre Kinder Ihnen eine Freude bereitet?

Film 4:

Was hast Du gemacht, wenn Du Deinen Vater vermisst hast? / Was haben Sie gemacht, wenn Sie Ihre Familie vermisst haben?

Schildere ein Fest mit und ohne Deinen Vater. / Schildern Sie eine Feier mit und ohne Ihrer Familie.

Film 5:

Welchen Stellenwert hat die Zeit, in der die Familie voneinander getrennt ist?

Wie kann es zu Konflikten in der Familie kommen?

Welche Gründe kann es geben, nicht mehr zur See zu fahren?

Wie hat sich die Seefahrt verändert?

Was ist das Schönste an der Seefahrt?

Die monatelange gemeinsame Zeit mit dem Vater wird als qualitativ hochwertig genossen oder auch von Außenstehenden beneidet. Dafür fehlt er oft lange Zeit und die zurückgebliebene Tochter fühlt sich allein mit ihrer Mutter nicht als Familie. Feste mit dem anwesenden Vater sind besonders schön. Ein Anruf von ihm kann sogar das eigentliche Fest in den Schatten stellen, indem er zum Beispiel bei der Jugendweihe anruft.

Die Antworten auf die Frage, was das Schönste an der Seefahrt sei, reicht von negativen bis positiven Aussagen: Gar nichts, weil der Vater dann weg ist. Ein Kapitän schwärmt unterwegs von der freien See, den Landschaften und Leuten. Zuhause genießt er es, wenn Menschen an seinen Lippen hängen und seinen Berichten lauschen. Das Kapitänspatent kann auch ein Gefühl von Sicherheit vermitteln, denn damit kann weltweit immer Arbeit gefunden werden.

Eine Tochter hat ihren Vater begleitet und dadurch erfahren, wie es an Bord abläuft und was für eine andere Welt es ist, die man nicht verstehen kann, wenn man nicht dabei war.

Mit der Ausstellung geben wir einen Einblick in das Leben von Seefahrerfamilien in der jüngsten Geschichte und in der Gegenwart. Über Anregungen im Laufe der Ausstellungszeit sowie insbesondere Interviewpartnerinnen mit Kindern freuen wir uns!

Kontakt:

m.zuehlke@kielerkinderkulturbuero.de

Buchbesprechungen

Marianne Dwars/Alfred Heggen (Hg.): Stadtgeschichte Neumünster. Neumünster (Wachholtz Verlag) 2012, 119 S., zahlr. farb. u. s/w Abb.

Geschichte lässt sich auf vielerlei Art und Weise veranschaulichen, zum Beispiel anhand von Gebäuden, an denen wir täglich vorübergehen. Für die „Stadtgeschichte Neumünster“ ist dieser Weg gewählt worden, um „eine Brücke zu Ereignissen und Personen der Stadtgeschichte zu schlagen“ und „die geschichtliche Identität“ in Neumünster zu stärken, wie es im Vorwort heißt. Allerdings wird diese bei ausgewählten Gebäuden ansetzende Vorgehensweise von den zehn Autorinnen und Autoren in den insgesamt vierzehn Kapiteln des Buches nicht immer ganz streng eingehalten. Das ist aber kein Nachteil, denn die Texte unterscheiden sich dadurch mehr oder weniger stark in ihrem Aufbau, was für eine gewisse Abwechslung und „Kurzweil“ bei der Lektüre sorgt. Den Anfang machen ein archäologischer Beitrag zur frühen Siedlungsgeschichte und eine Darstellung der Kirchengeschichte Neumünsters. Es folgt ein Aufsatz zum „Caspar-von-Saldern-Haus“, zur Bedeutung seines Namengebers für die Stadt und zur wechselvollen Nutzungsgeschichte des Gebäudes, das zu Recht als „historisches Kleinod“ und „architektonisches Schmuckkästchen“ beschrieben worden ist. Die restlichen elf Beiträge befassen sich mit der Entwicklung Neumünsters seit dem 19. Jahrhundert. Als Schlagworte seien nur genannt: Aufstieg zum Industriestandort und Verkehrsknotenpunkt, Verleihung der Stadtrechte und Ausbau der städtischen Einrichtungen, Auswirkungen des Ersten Weltkriegs, der Landvolkbewegung und des Nationalsozialismus, Neumünster im Zweiten Weltkrieg, Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach 1945, Niedergang der Industrie seit den 1960er Jahren sowie ökonomische, ökologische, infrastrukturelle und kulturelle Neuerungen und Modernisierungen seit den 1990er Jahren. Eigene Kapitel finden sich zur Geschichte des (höheren) Schulwesens und zu dem bekannten Schriftsteller Hans Fallada, der von 1926 bis 1928 eine Haftstrafe in Neumünster verbüßte, danach bis 1930 unter anderem als Journalist dort tätig war und seine damaligen Beobachtungen im Zusammenhang mit der Landvolkbewegung in dem Roman „Bauern, Bonzen und Bomben“ verarbeitete.

Die „Stadtgeschichte Neumünster“ bietet kurzgefasste, inhaltlich vielfältige Überblicksdarstellungen, ist flott geschrieben und sehr ansprechend illustriert. Das Buch richtet sich an ein breites Publikum, vor allem wohl an die Neumünsteraner Bevölkerung selbst, und erhebt keinen wissenschaftlichen Anspruch im engeren Sinn. Immer-

hin sind den Texten eine Zeittafel der wichtigsten lokalhistorischen Ereignisse, ein Namen- und ein Sachregister sowie ein kapitelweise sortiertes Literaturverzeichnis angefügt. Leider werden die aus volkskundlich-ethnologischer Sicht besonders interessierenden Aspekte der Alltagskultur, Lebensweisen und Mentalität der Einwohnerschaft zu selten angesprochen. Etwas genauere Informationen liefert in dieser Hinsicht aber zum Beispiel der Aufsatz von Astrid Frevert über die hauptsächlich auf die Produktion und Verarbeitung von Tuchen und Leder gestützte industrielle Entwicklung der Stadt seit dem 19. Jahrhundert. Frevert ermöglicht hier einige – wenn auch eingeschränkte – Einblicke in die spezifische Lebenswelt der Industriearbeiterschaft in Neumünster. Auch in den Beiträgen von Alfred Heggen über die Zeit des Ersten Weltkriegs, des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs sowie von Friedhelm Hammes über die Versorgung und Unterbringung der Flüchtlinge in den Jahren zwischen 1945 und 1955 zielt der Blick wenigstens hier und da auf die alltäglichen Lebenswelten. Insgesamt bleibt jedoch die Frage, wie die Menschen in Neumünster in ihrer jeweiligen Zeit gelebt, ihren Alltag empfunden und die Geschichte ihrer Stadt mitgestaltet haben, zu sehr im Hintergrund.

Nils Hansen

Peter Hinrichs: Wacken. Ein Dorf wird Metropole und Marke (= Praxis und Kultur, Bd. 1). Göttingen (Cuvillier Verlag) 2011, 156 S., Bild- u. Kartenanhang.

Mittlerweile wissen auch „Nicht-Musik-Festival-Besucher“ die jährlich in den Nachrichten gezeigte Sequenz einer unter schwarzgrundigem mit weißem Büffelkopf versehenen Banner aufspielenden Feuerwehrkapelle einzuordnen: Das Wacken Open Air wird eröffnet. Neben der Feuerwehrkapelle sind in den Medien in den Vorgärten sitzende, schaulustige Einheimische und ellenlange Schlangen vor dem ländlichen Supermarkt ebenso beliebte Motive. Das weltweit größte Heavy Metal Open Air Festival wird einer über die Szene hinausgehenden Öffentlichkeit mit diesen Fragmenten nur plakativ vorgestellt. Peter Hinrichs gelingt mit seiner Studie „Wacken“ ein umfassender und detaillierter Einblick. Einzig der Untertitel „Ein Dorf wird Metropole und Marke“ kann den Leser anfangs in die Irre führen, da weder das eine noch das andere primär Thema der Untersuchung ist. Peter Hinrichs geht es darum, Wacken als Beispiel für Prozesse der Raumgestaltung und -aneignung in den Fokus zu stellen. Besonders interessant erscheint das Vorhaben, da das Festival als temporäre Erscheinung einen unmittelbaren „vorher-nachher“-Vergleich erlaubt.

Einleitend wird der Ort Wacken in seiner kulturgeschichtlichen und infrastrukturellen Entwicklung kurz vorgestellt; ebenso kurz folgt die Geschichte des Festivals. Die sich anschließende Zusammenfassung von Raumtheorien wird angesichts der umfangreichen Forschungsliteratur, die in Folge des „Spatial Turns“ innerhalb der Kulturwissenschaften gerade in den letzten zehn Jahren noch Auftrieb erhielt, ausgesprochen dicht und dabei prägnant aufbereitet. Hinzu kommt, dass die kritische Auseinandersetzung des Autors mit den verschiedenen Raummodellen in eine ausgesprochen fruchtbare und klare Zusammenstellung des für den Untersuchungsgegenstand wichtigen raumtheoretischen Vokabulars mündet. Argumentativ stringent bereitet Peter Hinrichs die Verfeinerung der im weitesten Sinn relationalen Raumkonzepte auf. Unter anderen werden die von Martina Löw geprägten Begriffe „Spacing“ und „Syntheseleistung“ mit der Sozialgeographie Werlens verknüpft. Dennoch, so wird am Ende des Theoriediskurses im Einvernehmen mit Schroer betont, gibt es kein grundsätzlich gültiges Raumkonzept, „[...] da nicht jeder Raum mit demselben Konzept erschlossen werden kann“ (S. 32). Diese Offenheit wird auch auf die erhobenen Quellen übertragen bzw. es wird ein breites Quellenspektrum gewählt, um verschiedene Perspektiven auf die Phänomene der Raumgestaltung einnehmen zu können. Quellen der Analyse sind die teilnehmende Beobachtung mit Forschungstagebuch und Bilderhebung, Experteninterviews (zum Beispiel mit dem Veranstalter und dem Bürgermeister des Ortes) sowie gezielte Schreibaufufe an dem Autor bekannte Festivalteilnehmer, wobei die Schreibaufufe nach einer ersten Auswertung durch gezielte Nachfragen erweitert wurden.

Bei der Analyse wird konsequent an die eingangs dargelegten Begrifflichkeiten angeknüpft. Ausgegangen wird von dem von den Planern hergerichteten Raum und dessen dadurch planerisch vorgegebenen Funktionen. Die folgenden Kapitel widmen sich dezidiert sämtlichen raumkonstituierenden Phänomenen. Bereits das Kapitel zur sozialen Struktur oder eher sozialen Hierarchie im Raum und dessen symbolische Aufladung durch Planer und Publikum weist eindeutig die Dynamiken nach, die von den im Raum Handelnden ausgehen und nicht zwingend mit der planerisch vorgedachten Raumeignung konform gehen. Im Weiteren bestätigt sich dies. Vor allem die atmosphärische Erfassung des Raumes ist in den Nuancen eine subjektive Erfahrung, wie die Berichte des Schreibaufufes zeigen. Zentraler Aspekt bei der sinnlichen Raumeignung ist das Thema Musik bzw. Klang im Raum, wobei wiederum die Forschungsliteratur dem Leser prägnant und eingängig dargelegt wird. Geschickt wird von dem durch Musik angeregten Bewegen im Raum auf die Frage der Raumwege übergeleitet. Ausgehend von der eingangs noch nicht dargestellten Theorie des hodologischen Rau-

mes werden sowohl die Aneignung durch Wege bzw. die Zurücklegung von Wegstrecken (oder gerade nicht in Anspruch genommene Wege) als auch die Interaktionen, die dadurch bedingt werden, aufgezeigt. In übertragenem Sinn – nämlich, welche Wege Wacken in die Welt nimmt – gelingt Peter Hinrichs wieder eine überzeugende Überleitung, um Netzwerktheorien einzubinden und die Bedeutung der „neuen“ Medien für das Wacken Open Air herauszuarbeiten.

Die am Anfang der Studie aufgestellten fünf Thesen weiß der Autor nach Zusammenführung der analytisch herausgearbeiteten Phänomene mit präzisen und überzeugenden fünf Hypothesen zu belegen. Die Studie schließt mit einem Karten- und Bilderanhang.

Aus der bereits mehrfach erwähnten überzeugenden Argumentation, die auch auf die präzise Begrifflichkeit und Sprache zurückgeht, resultiert ein Weiteres: Es macht einfach Spaß die Studie zu lesen! Entsprechend sei sie auch dem Headbanging nicht Zugeneigten empfohlen.

Sandra Scherreiks

Rüdiger Kelm (Hg.): Auf den Spuren der Dithmarscher Geschichte. Erinnerungsorte zwischen Steinzeit und Gegenwart. Heide (Boyens Buchverlag) 2012, 185 S., zahlr. farb. u. s/w Abb.

Anhand von Darstellungen sogenannter Erinnerungsorte gibt das vorliegende Buch einen kurzgefassten Einblick in die Vergangenheit Dithmarschens und möchte dazu beitragen, „über die Geschichte, aber auch über die Gegenwart und über die Zukunft“ (S. 11) der Region nachzudenken. Unter Erinnerungsorten werden in diesem Fall bestimmte materielle Natur- und Kulturercheinungen verstanden, wie zum Beispiel landschaftliche Gegebenheiten, Bauwerke sowie ländliche und städtische Einrichtungen, in denen sich die für Dithmarschen spezifischen regionalhistorischen Zusammenhänge und Ereignisse spiegeln. Sie werden der Leserschaft in knappen, aber anschaulichen Artikeln in chronologischer Reihenfolge vorgestellt, wobei offenbar vorausgesetzt wird, dass sie als emotional und symbolisch aufgeladene Objekte eine gewisse Bedeutung für die Dithmarscher Bevölkerung in Bezug auf die Ausprägung und Erhaltung regionaler Identität besitzen und damit die Funktion von Erinnerungsorten übernehmen. Beschrieben werden unter anderem der Klev bei Kuden und Kleve, der Riesewohld (Dithmarschens größter Wald), die Insel Trischen, frühe Grabanlagen, eine Reihe von Kirchen, der Heider Marktplatz, die Dusenddüwelswarf, maritime Anlagen

wie das Eidersperrwerk, Deiche, Köge, Häfen und Schleusen, einige Museen, die Gedenkstätte Gudendorf, die Neulandhalle im Dieksanderkoog und das Kreishaus in Heide. Thematisiert werden außerdem Windmühlen, die Zuckerfabrik in Wesselburen, verschiedene Aspekte der Binnenschifffahrt, die Ölraffinerie bei Hemmingstedt, der Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer, die Seehundstation in Friedrichskoog u.a.m. Insgesamt sind es 53 Kapitel, verfasst von 24 Autorinnen und Autoren, die uns die ausgewählten historischen Objekte näher bringen. Für mich besteht allerdings die Frage, ob der Begriff „Erinnerungsort“ in diesem Zusammenhang nicht doch ein wenig überstrapaziert wird. Werden mit den geschilderten Plätzen, Bauwerken usw. tatsächlich, gemäß der von dem französischen Historiker Pierre Nora vorgegebenen Definition eines Erinnerungsortes, in jedem Fall kollektive Erinnerungen und eine gemeinsame Identität zumindest von Teilen der Dithmarscher Bevölkerung verbunden? Besitzen die Wassertürme in Brunsbüttel und Heide in dieser Hinsicht die gleiche Qualität wie der sogenannte Dom in Meldorf? Für wen haben Niebuhrslust oder die Kanone vor der Kirche in St. Annen identitätsstiftende Funktion? Im Grunde genommen kann so gut wie jedes Objekt zu einem Erinnerungsort werden, und in gewisser Weise trifft dies wohl für alle geschilderten Dithmarscher Objekte zu. Aber gibt es darüber hinaus nicht auch, wie es die angesprochene Definition mit einschließt, immaterielle Erinnerungsorte in der Region? All dies nicht nur zu vermuten, sondern genauer zu überprüfen, wäre ein spannendes Unternehmen gewesen. Vielleicht ist solch ein Projekt in Planung? In Bezug auf die eben genannten und ähnliche Fragen wären jedenfalls weitere Erläuterungen wünschenswert gewesen. Auch wenn es möglicherweise altmodisch klingt, in diesem Fall ist meiner Meinung nach eher von „Sehenswürdigkeiten“ zu sprechen als von „Erinnerungsorten“. Wer das Buch in diesem Sinn liest und dadurch vielleicht sogar dazu kommt, die angegebenen Orte zu besuchen, wird es als einen anregenden Reiseführer durch die Dithmarscher Geschichte sehr zu schätzen wissen.

Nils Hansen

Stefanie Knöll/Michael Overdick/Norbert Fischer/Thomas Overdick (Hg.): Der Tod und das Meer. Seenot und Schiffbruch in Kunst, Geschichte und Kultur. Handewitt (Verlagshaus Leupelt) 2012. 165 S., zahlr. Abb.

*Edifice of ocean,
thy tumultuous rooms
suit me at a venture
better than the tombs.*

Niemand hat den Tod im Meer mit derartig wohlwollender Neugier besungen wie die US-amerikanische Lyrikerin Emily Dickinson. Ertrinken? Wie ist das eigentlich so? Wer möchte sich das schon vorstellen, wer möchte es sich gar wünschen? Ein Seemann gewiss nicht. Seeleute sterben gern an Land. Alles andere ist Schlagerkitsch. Der Tod auf See war und bleibt Realität, Seemann einer der gefährlichsten Berufe überhaupt. Und gerade als menschliche Ingenieurkunst mit der angeblich unsinkbaren „Titanic“ glaubte, die Gefahren der wilden See ein für allemal beherrschen zu können, wurden ihre Grenzen grausam ironisch deutlich. Schiffskatastrophen lassen Chaostheoretiker ins Grübeln kommen und reizen Mythenkonstrukteure zu Höchstleistungen. Und wir alle gruseln uns, froh nicht dabei gewesen zu sein.

Dies sind nur einige Aspekte, die in der äußerst sehenswerten Ausstellung „Der Tod und das Meer“ zu erkennen waren. Im zweiten Halbjahr 2012 stand sie im Schiffahrtsmuseum Flensburg, seit dem 1. Mai 2013 wird sie im Altonaer Museum gezeigt. Carolinensiel in Ostfriesland, Cuxhaven und Rostock sind als spätere Ausstellungsorte vorgesehen.

Begleitend und ergänzend dazu der vorliegende Katalog, der inhaltlich hält, was seine gediegene Machart verspricht. Das Titelbild des Flensburger Grafikdesigners Rainer Prüß zeigt die dunkle Hoffnungslosigkeit eines Untergangs unter schmaler blauer Alltäglichkeit. Es nimmt das Ende vorweg. Die Dramatik der Katastrophe haben Maler und Illustratoren versucht wiederzugeben, zu überhöhen und mit Bedeutung aufzuladen. Eine Auswahl entsprechender Exponate aus der Graphiksammlung „Mensch und Tod“ des Instituts für Geschichte der Medizin an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf bildet den Kernbestand der Ausstellung wie auch des Katalogs.

Der kommentierten Liste sämtlicher 69 Exponate sind acht Aufsätze sowie ein transkribiertes Interview vorangestellt. Zunächst analysiert Andreas Machemehl den alles überschreibenden Begriff der Katastrophe. Die beginnende Neuzeit hatte in ihr noch die Strafe eines erzürnten Gottes erkannt. Je weiter die Erkenntnisse der Naturwissenschaften, desto rationaler dann die Erklärungsversuche auch für Schiffsunglücke, die

dennoch bis heute von immer wiederkehrenden Mythenkonstruktionen überlagert blieben, selbst dann noch, wenn der Mensch statt der Naturgewalt als Verursacher identifiziert wurde. Norbert Fischer, Martin Rheinheimer und Svea Wendt recherchierten an Land. Fischers Aufsatz über „Maritime Memorials“ beschreibt eine „Gedächtnislandschaft“ die sich zwischen Grabsteinen und Denkmälern an unseren Küsten erstreckt, Martin Rheinheimer besichtigte Grabsteine auf Amrum und Föhr und stellte fest, dass sie nicht nur dem bloßen Gedenken dienten, sondern auch Erfolg, Reichtum und Kreditwürdigkeit der hinterbliebenen Familien dokumentierten. Svea Wendt befragte fünf Seemannsfrauen, die in eindringlichen Worten erzählen, wie sie den ständigen Wechsel von Abschied und Ankunft und die latente Angst um das Leben ihrer Männer bewältigten. Stefanie Knöll führt an Hand von ausgewählten Grafiken des 16. bis 20. Jahrhunderts den „Schiffbruch als moralisch-didaktisches Schauspiel“ vor, als eine immer neu variierte Version des mittelalterlichen Totentanzmotivs. Die Gemälde der Romantik, die Michael Overdick erläutert, versuchen den Betrachter zur emotionalen Anteilnahme zu zwingen oder weisen ihn schroff zurück wie vor Caspar David Friedrichs berühmtem Gemälde des Eismees. Gefahr provoziert Heldentum und seine Glorifizierung, wie Torkild Hinrichsen am Beispiel der Fischer und Seenotretter des 19. Jahrhunderts zeigt. Dem krachenden Sterben auf See stellt Jörg Vögele den leisen Tod durch eingeschleppte Krankheiten und Seuchen in den Hafenstädten an die Seite, und ein Aufsatz von Matthias Seeberg über die ewigen „Feinde aller“, über Piraten und Terroristen, beschließt den Textteil, der knapp die Hälfte des Katalogs ausmacht. Weiterführende Informationen mit Literaturverweisen finden sich in den Legenden zu den Exponaten.

Insgesamt zeigt diese Dokumentation einer interdisziplinär zu Stande gekommenen Ausstellung mit detailgenauen Abbildungen auf hochwertigem Papier, wie die Gefahren der Seefahrt gesehen, tradiert und interpretiert worden sind. Nur eines kann sie selbstverständlich nicht: deutlich machen, wie es denn so ist zu ertrinken. Emily Dickinson übrigens hat das Meer nie gesehen.

Holger Janssen

Thomas Schürmann/Rolf Wiese (Hg.): Essen ist fertig! Land- und Ernährungswirtschaft im Agrarium des Freilichtmuseums am Kiekeberg (= Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg, Bd. 79). Rosengarten-Ehestorf (Förderverein des Freilichtmuseums am Kiekeberg) 2012, 303 S., zahlr. farb. u. s/w Abb.

Hinter dem verheißungsvollen Titel verbirgt sich ein Ausstellungskatalog, der begleitend und vertiefend das neue Agrarium des Freilichtmuseums am Kiekeberg vorstellt. Das Agrarium zeigt den Wandel der Land- und Ernährungswirtschaft auf drei Etagen und über 3.000 qm Ausstellungsfläche. Je eine Etage mit 1.000 qm ist den Themen „Antriebsenergie“, „Landwirtschaft“ und „Ernährungsindustrie“, d.h. vorwiegend Molkereien sowie Obst, Gemüse und Fleisch verarbeitende Konservenfabriken, gewidmet, dazu kommt eine überdachte Ausstellungsfläche von 300 qm zur Präsentation von landwirtschaftlichem Großgerät.

Ganz bewusst decken die 28 Beiträge des Katalogs nicht die ganze Bandbreite der Nahrungsethnologie ab, sondern stellen die von den Herausgebern als wesentlich erachteten Aspekte zur Entstehung von Nahrung vor, die unter den Titeln „Schlepper“, „vom Korn zum Brot“ und „Entstehung modernen Essens“ in Anlehnung an die drei Ausstellungsschwerpunkte behandelt werden.

Einleitend lässt Museumsdirektor Rolf Wiese die Geschichte des Freilichtmuseums am Kiekeberg Revue passieren und erläutert die Konzeption des Museums und des Agrariums im Besonderen. Ergänzend folgt ein detaillierter Bericht zu dem Obst im „Landwirtschaftlichen Entdeckergarten“ am Parkplatz des Museums, in dem alte, regionaltypische Sorten von Äpfeln, Birnen, Pflaumen und Süßkirschen gepflanzt wurden.

Das erste Themengebiet führt Thomas Schürmann mit „Schleppergeschichten“ ein, da der Antrieb landwirtschaftlicher Geräte einen entscheidenden Einfluss auf die Massen- und industrielle Produktion in der Land- und Ernährungswirtschaft hatte. Die gezeigten Exponate sollen Geschichte(n) vermitteln, die ihnen auch anzusehen ist. So wird die Entwicklung der Motorisierung auf dem Land anhand einiger Exponatgeschichten dargestellt. Dieser grundsätzliche Überblick wird durch mehrere kurze Exkurse zu einzelnen speziellen Fragestellungen ergänzt. Hier geht es um die Begrifflichkeit von „Trecker oder Traktor“, die sich als regionale Varietäten entpuppen oder um die Vorstellung eines Zusammenschlusses von Liebhabern der „Rietscher-Trecker“. Das Portrait eines Lohnunternehmers und Landwirts steht als Beispiel für die Entwicklung eines Familienbetriebes zu einem Lohnunternehmen, das als GbR mittlerweile 38 fest angestellte Arbeitnehmer plus Saisonarbeiter beschäftigt. Eine wei-

tere Abhandlung beschäftigt sich mit der Geschichte des Schmiedebetriebs eines Hufschmieds bis zu einem Landmaschinenvertrieb mit 50 Angestellten, der heute in der dritten Generation geführt wird. Dem folgt ein ähnliches Beispiel zum Wandel im Landmaschinenhandel, ebenfalls aus einer Schmiede entstanden und inzwischen eine KG mit 15 Mitarbeitern, auch hier in der dritten Generation.

Nils Hansen erläutert die „Entwicklung des landwirtschaftlichen Bildungswesens“ von der tradierten mündlichen, familieninternen Weitergabe von Fachwissen über die Veränderungen unter dem Einfluss der Aufklärung hinsichtlich der Einführung der gesetzlichen Schulpflicht und der Bildung landwirtschaftlicher Vereine bis zur Gründung von Landwirtschaftsschulen und -lehranstalten wie Ackerbauschulen und landwirtschaftliche Winterschulen. So zitiert Hansen die verblüffende Tatsache, dass noch im Jahr 2007 nur 88 Prozent der „Betriebsinhaber von Einzelunternehmen mit mehr als 20 Hektar“ überhaupt einen Berufsabschluss haben, einschließlich „außerlandwirtschaftlicher Ausbildungen“. Abschließend beleuchtet er die Ausbildungssituation der in der Landwirtschaft arbeitenden Frauen.

Marten Pelzer betrachtet die Funktion der landwirtschaftlichen Vereine, denen er „eine besondere Vermittlungsform landwirtschaftlicher Bildung im Prozess der Agrarmodernisierung wähen der letzten beiden Jahrhunderte“ zuspricht. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstehen Vereine, die sich allen landwirtschaftsrelevanten Themen annehmen, insbesondere der Verbesserung der Erträge und der Förderung genossenschaftlicher Zusammenschlüsse. Nachdem die Genossenschaften etliche Aufgaben der Landwirtschaftsvereine übernommen hatten, entwickelten sich die Vereine zu Bildungseinrichtungen. Heute sind mehr als 90 Prozent der Vollerwerbslandwirte im Deutschen Bauernverband organisiert.

Der Technik in der Landwirtschaft vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts widmet sich der Beitrag von Ulrich Troitzsch. In der vorindustriellen Zeit zwischen 1200 und 1800 lassen sich vor allem Umstrukturierungen, Verbesserungen der Pflüge und Entwicklungen wie etwa der Sämaschine, vielfach von Großbritannien ausgehend, konstatieren. Dies fand seine Fortsetzung im 19. Jahrhundert in Form von Agrarreformen bei gleichzeitiger Weiterentwicklung von Maschinen und Antriebskräften, als da wären Dreschmaschinen, Göpel bis hin zu Dampfmaschinen wie den Lokomobilen; auch die Pflüge erfuhren eine weitere Fortentwicklung zu Dampfpflügen, ebenso wie Mäh- und Dreschmaschinen, Hack-, Kartoffelpflanz- und -erntemaschinen, Schrotmühlen und Milchschleudern.

Die anschließende Weiterführung der landtechnischen Entwicklung in Deutschland von 1900 bis in die Gegenwart beschreibt Klaus Herrmann sehr detailliert. In diesen

zwei Jahrhunderten veränderte die Technik die Arbeit in der Landwirtschaft grundlegend. Die rapide steigenden Bevölkerungszahlen erforderten steigende Hektarerträge, die nur durch verbesserte Düngemethoden und den Einsatz von Landwirtschaftstechnik zu erzielen waren, zumal viele Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft in die neu entstehenden Industrien abwanderten. Die Entwicklung und Produktion von Landmaschinen entwickelte sich zu einem erfolgreichen Geschäftszweig. Der Erste Weltkrieg führte indes zu einem empfindlichen Rückgang dieser aussichtsreichen Entwicklung, während die 1920er Jahre trotz der Inflation wieder einen Aufwärtstrend einleiteten. Dies betraf insbesondere die Elektrifizierung der Landwirtschaft. Die Rezession erreichte die Landmaschinenwirtschaft in den 1930er Jahren, was die Weiterentwicklung der technischen Geräte jedoch nicht stoppte. Erst der Zweite Weltkrieg forderte andere Prioritäten: Reparaturen wurden notgedrungen wichtiger als Neuentwicklungen. Neue Fahrzeuge und Maschinen, vor allem Schlepper, prägten die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg ebenso wie ein tief greifender Strukturwandel und Flurbereinigungen. Die 1970er Jahre standen vor allem im Zeichen der Verbesserungen in der Landwirtschaftstechnik, während die 1980er Jahre im Zeichen der „elektronischen Revolution“ standen, die nicht nur den Maschinenbau, sondern durch den Einsatz von Computern auch Arbeitsabläufe beeinflusste und massiv veränderte. Auch die Landwirtschaftstechnik der 1990er Jahre war geprägt von den politischen Umbrüchen in Deutschland: die familienbetriebene Landwirtschaft im Westen stand der industriell arbeitenden DDR-Agrarproduktion gegenüber. Unterschiedliche Techniken und Betriebsgrößen standen nun in Konkurrenz zueinander, was im Westen zu einer Aufgabe vieler kleinerer Höfe führte und im Osten zu neuen Strukturen. Dennoch kann Herrmann für die Zeit von 2001 bis 2012 eine Weltmarktführungsposition für die deutsche Landwirtschaft konstatieren, wobei er insbesondere auf die Landmaschinenexporte verweist.

Das zweite Themengebiet, das den Weg des Getreides von der Aussaat bis zum fertigen Produkt verfolgt, überschreibt Thomas Schürmann „Vom Korn zum Brot“. Es beginnt bei der Art des Bodens und der Düngung und beschreibt den Einsatz von Geräten wie Pflüge, Eggen, Grubber und Traktor, die Aussaat unterschiedlicher Getreidesorten und die Ernte bis hin zum Dreschen des Kornes. Danach folgt die Verarbeitung, das Mahlen und schließlich die Produktion zu Brot, das nicht zwingend eine feste Konsistenz haben muss: Seit mindestens 5.000 Jahren wird aus Getreide auch Bier gebraut – flüssiges Brot also. Diese Variante der Getreideverarbeitung betrachtet Stefan Seufert in einem gesonderten Beitrag etwas genauer.

Getreide wird aber auch als Viehfutter verwendet oder zunehmend als nachwach-

sender Rohstoff für Gegenstände. Hier wird vor allem die Stärke benutzt, die zu bioplastischen Materialien, biologisch abbaubaren Kunststoffen, verarbeitet wird. Dies hört sich zunächst ökologisch vernünftig an, ist bei näherer Betrachtung jedoch höchst zwiespältig, ebenso wie die Erzeugung und Verwendung von Biosprit und -gas. Ein gesonderter kurzer Bericht über eine Biogasanlage, die ausschließlich Lebensmittelabfälle verarbeitet, ergänzt diesen Aspekt.

Die anschließenden Spezialbetrachtungen beginnen mit der Vorstellung eines modernen, Salat produzierenden Betriebes.

Dorothea Lepper zeichnet das Portrait eines fast neunzigjährigen Erfinders der alten Schule, der sich auf Sortiermaschinen für Kartoffeln spezialisiert und das „Rollenverleseband“ erfunden hat. Während der Erfinder keine Berühmtheit erlangte, ist sein Werk heute Standard in der Kartoffelproduktion.

Und da der Mensch nicht allein von Brot und Gemüse leben mag, wagt Thomas Schürmann noch einen Blick in einen Hähnchenmastbetrieb - „Niedersachsen ist das Land der Masthähnchen“ - in die Betriebsräume eines Schinkenherstellers und eines Schlachters. Zum Schluss dieses Rundgangs serviert Heike Duisberg den Nachtisch in Form eines Berichtes über die Firma „Eisbär Eis“ bei Buxtehude.

Der dritte Rundgang führt auf den „Weg zum modernen Essen“, beginnend bei dem Zucker aus der Rübe, der insbesondere die Obstverwertung und -konservierung revolutionierte und der Firma „Winsenia“ zu überregionaler Bedeutung verhalf. Im Weiteren wird ein kritischer Blick auf die Fleischwirtschaft, resp. die Mastbetriebe, geworfen, einschließlich der Milchproduktion.

Der Entwicklung von Konservierungsmethoden, die schließlich die Verfügbarkeit und Verbreitung von Lebensmitteln dramatisch verbessert haben, wird lediglich ein kurzer Abschnitt gewidmet.

Abschließend gibt es noch ein paar Anmerkungen zu Fertiggerichten, Fast Food, Mikrowelle und Kochen sowie zu Zusatzstoffen und die spannende Frage „Was sollen wir nun essen?“ Dies wird zwar erwartungsgemäß nicht mit konkreten Vorschlägen beantwortet, dennoch geben die anschließenden kurzen Berichte vielleicht noch den einen oder anderen Ausschlag zur eigenen Beantwortung. Heike Duisberg stellt „Eine Frau mit Ketchup im Blut“ vor, die vier McDonald’s-Filialen betreibt und einen Blick hinter die stereotyp einheitliche Fassade gewährt. Die konsequente Frage, wo eigentlich der Hamburger entstand, kann auch Thomas Schürmann nicht letztgültig beantworten, er findet jedoch Erklärungen zur Entstehung des Namens. Spannend ist die kleine Zahlenspielerlei zum Thema des durchschnittlichen Lebensmittelverbrauchs eines Menschen.

Ganz am Ende des Rundgangs steht der Verkauf von Lebensmitteln. Ein Edeka-Kaufmann mit Leib und Seele präsentiert seine Sicht auf seine Ware und deren Vertrieb. Diesem modernen Blickwinkel steht abschließend ein historischer Abriss über die Entwicklung des Lebensmittelhandels in Abhängigkeit von der Lebensmittelindustrie, über Selbstbedienung und Supermarkt bis hin zu Discountern, Preisdruck bei Lebensmittelpreisen, Vernichtung von Lebensmitteln bis zu Mindesthaltbarkeitsdaten und den daraus resultierenden Konflikten gegenüber.

Der Ausstellungskatalog besticht durch das schöne Layout mit seiner klaren Gliederung und der reichhaltigen Bebilderung ebenso wie durch zum Teil recht originelle Beiträge, Themen und Einblicke in unterschiedliche Bereiche der Lebensmittelproduktion.

Stefanie Janssen

